



St.-Martin-Straße 4
56154 Boppard

Telefon (06742) 87 47-0

Telefax (06742) 87 47-123

www.stiftung-bethesda.de



150 Jahre

Stiftung
Bethesda-
St. Martin



Zeitreise

1855 - 2005



Inhaltsverzeichnis

Grußwort der Geschäftsführung	4
Grußwort des Stiftungsrates	6
Grußwort des Bürgermeisters von Boppard	7

Teil I • **Zeitreise**

Einleitung	9
Chronologie der Stiftung	11
Über die Zwangssterilisation	31
Chronologie des Klostergebäudes	34

Zeitreise

Teil II • **Zeitzeugen**

Einleitung	38
Zurückgeschaut	39
Von der Heimerziehung zur Hauswirtschaft	40
Eine problematische und vielfältige Aufgabe	42
Erinnerungen...	44
Ein Bilderbuchgarten	45
Fit am Computer	48
Vom schwierigen Zögling	49

Zeitzeugen

Teil III • **Zeit – hier und heute**

Psychische Krankheit muss keine Ausgrenzung bedeuten	53
Chronologie der Behindertenarbeit	56
Chronologie der BEST gGmbH	58
Die Altenhilfe	59
Chronologie der Altenhilfe	60
Literatur- und Quellennachweise	62
Impressum	65

Zeit – hier und heute

Einleitung



Die Stiftung Bethesda-St. Martin in Boppard begeht im Jahr 2006 das 150jährige Jubiläum ihres Bestehens.

Aus diesem Anlass erscheint die vorliegende Festschrift, mit der allen Freunden der Stiftung, den Bürgerinnen und Bürgern und natürlich all denen, die in der Stiftung leben und arbeiten, Gelegenheit gegeben wird, sich mit der wechselvollen Geschichte der Stiftung zu befassen. Die Festschrift weist einen historischen Teil aus, in dem der Historiker Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl die Geschichte und die Entwicklung der Stiftung von der Gründung bis in die Nachkriegszeit beschreibt. Hier wird deutlich, wie sehr gesellschaftliche und politische Veränderungen die Arbeit der Stiftung prägten. Erkennbar wird auch, dass die diakonische Arbeit über die Zeiten hinweg unter schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen zu leisten war.

Der wissenschaftliche Teil wird ergänzt um einen Beitrag zum Thema Zwangssterilisation. Der Wissenschaftler Dr. Uwe Kaminsky von der Fliedner Kulturstiftung Kaiserswerth beschreibt in eindringlicher Weise die aus heutiger Sicht unselige Verstrickung von Fürsorgeerziehung und diese mehr und mehr durchdringenden nationalsozialistischen Grundüberzeugungen. Der unglückselige Einfluss einer sich verirrenden Gesellschaft auf die diakonische Arbeit wird hier eindrucksvoll sichtbar gemacht.

Daneben erschien es uns wichtig, über die jüngere Geschichte der Stiftung zu berichten. Die Journalistin Lieselotte Wendl führte Interviews mit Zeitzeugen, die die Arbeit der Stiftung aus eigenem Erleben kennen. Unter den Zeitzeugen finden sich sowohl MitarbeiterInnen der Stiftung, als auch ehemalige Betreute, die seinerzeit im Erziehungsheim untergebracht waren.

Die Geschichte des Klostergebäudes ist weit älter als die der Stiftung. Der Leiter der hiesigen Evangelischen Archivstelle, Herr Dr. Andreas Metzing, ergänzt mit einer tabellarischen Übersicht zur Geschichte des Klostergebäudes unsere Broschüre. Herrn Dr. Metzing gilt ein besonderer Dank für seinen fachlichen Rat und seine kontinuierliche Mitarbeit bei der Gestaltung der Broschüre.

Im letzten Teil der Festschrift finden sich neben einer Beschreibung einer inzwischen weit über die Kreisgrenze hinaus wirkenden differenzierten Arbeit der heutigen Stiftung auch Fotografien der Häuser und Einrichtungen und auch der Betreuungsarbeit, die dort getan wird.

Die Festschrift beginnt mit einem Grußwort und einer Vorstellung eines neuen Stiftungsrates. Der Stiftungsrat wurde in diesem Jahr neu berufen, wohl nach der schwersten, sogar existenzbedrohenden wirtschaftlichen Krise der Stiftung, die durch eine nicht oder nicht ausreichend finanzierte Expansion im Bereich der Altenhilfe seit Ende der neunziger Jahre entstanden war.

Dass die Insolvenz letztlich abgewendet werden konnte, ist auch dem durch die Stiftungsaufsicht eingesetzten Sachwalter, Herrn Rechtsanwalt Ludger Westrick, zu verdanken. Ihm gilt ein besonderer Dank.

Am 12. Juli 2006 findet anlässlich des Jubiläums ein Fest auf dem Stiftungsgelände statt. Für uns alle, die in der Stiftung leben und arbeiten, ist dieses auch gerade nach der überstandenen Krise ein Grund zu besonderer Freude und herzlicher Dankbarkeit.

Die langjährige Vorsitzende der Stiftung, Frau Elisabeth Meyer-Bothling, schrieb 1982 in einem Grußwort:

„So wie ehemals Bethesda-St. Martin für viele zu einem Ort wurde, da sie Zuflucht suchten und Zuwendung fanden, wollen wir fortan im Vertrauen auf Christi Liebe hoffen und zuversichtlich handeln.“

In diesem Sinn wollen wir die Tradition der Stiftung und ihre Arbeit fortführen.

Boppard, im Juli 2006



Werner Bleidt
Geschäftsführer



Franz-Josef Rünz
Geschäftsführer

Grußwort

150 Jahre Stiftung Bethesda



„Hartes Brot“ steht wohl auf keinem Speiseplan der vielen Küchen in der Stiftung Bethesda-St. Martin. Trotzdem ist es eine ihrer Spezialitäten. Nahrhaft ist es. Man kann sich aber auch die Zähne daran ausbeißen. Sprichwörtlich steht „hartes Brot“ für schwere Arbeit ohne die Gewissheit eines bequemen Erfolgs. Dieser besonderen Herausforderung hat sich die Stiftung immer wieder gestellt. In der vorliegenden Festschrift ist einiges darüber zu erfahren.

„Hartes Brot“ war die Zeit in Bethesda-St. Martin für viele Mädchen und Frauen, die in den ersten Jahrzehnten des Bestehens hier Aufnahme fanden. Ähnlich empfanden es wohl auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die sich um sie kümmerten.

In den gesellschaftlichen Veränderungen des vergangenen Jahrhunderts bedeutete es für die Mütter und Väter der Stiftung „hartes Brot“, dem diakonischen Auftrag in den jeweiligen gesellschafts- und sozialpolitischen Rahmenbedingungen gerecht zu werden.

Inzwischen aber hatte man damit ja auch reichlich Erfahrung gesammelt und eigene Rezepte entwickelt. Das konnte Bethesda-St. Martin in den vergangenen Jahren sehr gut brauchen. Eine neue Krise wurde zur neuen Herausforderung. „Hartes Brot“ für alle, die daran beteiligt waren und noch sind.

Die Stiftung Bethesda-St. Martin hat ihre ganz besondere Tradition. Möge sie bei allem „harten Brot“ in ihrer Geschichte, Gegenwart und Zukunft weiterhin ihre Lebenskraft bekommen von dem, der da spricht: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer zu mir kommt, den wird nicht hungern; und wer an mich glaubt, den wird nimmermehr dürsten.“ (Johannes 6, 35).

Das wünscht der lieb gewonnenen Stiftung und allen die in ihr leben und arbeiten

Ihr zukünftiger Stiftungsrat

Dr. med. Christine Hilse

Karl-Heinz Schwamborn

Rolf Stahl
Pfarrer

Grußwort

Herzlichen Glückwunsch sage ich der Stiftung Bethesda-St. Martin.



150 Jahre Stiftung Bethesda-St. Martin – das sind 150 erfolgreiche Jahre soziales Engagement.

Von der Gründung des „Magdalenenasyls“ im Jahre 1855 über die „Fürsorgeerziehungsanstalt“ und das „Mädchenwohnheim“ gehört die Stiftung Bethesda-St. Martin heute zu den wichtigsten sozialen Institutionen in Boppard. Sie erfüllt unterschiedlichste Funktionen, die, jede für sich genommen, große Bedeutung für die Stadt Boppard hat: Die Stiftung engagiert sich in erheblichem Maße in der Alten- und Behindertenhilfe und trägt somit dazu bei, dass es in unserer Stadt eine überdurchschnittliche Versorgung in diesen Bereichen gibt. Des Weiteren ist die Stiftung Bethesda-St. Martin durch die ständige Ausdehnung ihres Engagements, wie beispielsweise der Gründung der Fa. BEST gGmbH, zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor und Arbeitgeber in der Stadt Boppard geworden. Und nicht zuletzt prägt das „Stiftungsgelände“ mit seinen denkmalgeschützten Altbauten, dem sehenswerten Garten und dem Partnerschaftsgarten der Stadt Boppard den südlichen Ortseingang unserer Stadt.

Die beiden Schwerpunkte der Stiftung, die Altenhilfe und die Versorgung und Betreuung von psychisch kranken Menschen, sind seit einigen Jahren ins Zentrum der Gesellschaftspolitik gerückt. Heute ist allseits bekannt, wie wichtig eine gute und professionelle Versorgung dieser Bevölkerungsgruppen für das Funktionieren unserer Gesellschaft ist. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung Bethesda-St. Martin leisten täglich einen wichtigen Beitrag zu dieser für das Gemeinwohl unerlässlichen Aufgabe. Dafür danke ich ihnen ausdrücklich.

Es freut mich besonders, dass die Stiftung neben anderen Projekten im nördlichen Rheinland-Pfalz weiterhin in Boppard investiert. Mit dem Neubau der Rheinwerkstatt wurde ein zukunftsweisendes Projekt umgesetzt. Mit dieser Investition ist gewährleistet, dass der Aufgabenbereich „Behindertenhilfe“ auch künftig angemessen betreut wird.

Ich wünsche der Stiftung Bethesda-St. Martin, den Mitgliedern der Gremien sowie allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die Zukunft weiterhin alles Gute und danke ihnen im Namen der gesamten Bürgerschaft für ihren täglichen Dienst zum Wohle unserer Gesellschaft.

Dr. Walter Bersch
Bürgermeister



Die *Zeitreise* beginnt...



Einleitung

Vom Magdalenenasyl zur Fürsorgeerziehungsanstalt. Die Stiftung Bethesda-St. Martin 1855 - 1945

Von Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl

Die Ursprünge der Stiftung Bethesda-St. Martin in Boppard gehen bis in die 1850er Jahre zurück. Am Anfang stand das 1855 von protestantischen Honoratioren aus dem Umfeld der Erweckungsbewegung gegründete Magdalenenasyl im ehemaligen Franziskanerinnenkloster St. Martin, seit 1859 im neu erbauten Haus Bethesda. Die zu dieser Zeit an verschiedenen Orten Deutschlands entstehenden „Magdalenenasyle“ waren nach Maria Magdalena benannt, jener „Sünderin“, die dem Evangelium zufolge zur Jüngerin Jesu Christi wurde. Es handelte sich um christliche Heime für „ausstiegs-willige“ Prostituierte. Die Gründung des Magdalenenasyls in Boppard ist vor dem Hintergrund der rasch voranschreitenden Industrialisierung des Wuppertals in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu sehen. In den wild wuchernden Slums von Elberfeld und Barmen nahm die Prostitution sprunghaft zu. Erweckliche Kreise, bestürzt über die rasch um sich greifende „Unzucht“, begannen unter der Parole der „inneren Mission“ ein „Rettungswerk“ für „gefallene“ und „gefährdete“ Frauen und Mädchen aus dem Wuppertal. In Boppard sollten die „Magdalenen“ von der Vorsteherin Amalie Göschen und ihren Mitarbeiterinnen in christlichem Geist erzogen und für einen „ehrbaren bürgerlichen Beruf“ ausgebildet werden. Bis 1906 wurden etwa 700 Frauen und Mädchen aufgenommen, von denen etwa ein Drittel – so schätzte der Vorstand – als Dienstbotinnen oder Ehefrauen in der bürgerlichen Gesellschaft Fuß fasste.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ging die Zahl der „Asylistinnen“ immer weiter zurück. Mit dem Inkrafttreten des Preußischen Fürsorgeerziehungsgesetzes im Jahre 1900 wandelte sich Bethesda unter der neuen Vorsteherin Emilie Horn daher vom Magdalenenasyl zum Fürsorgeerziehungshaus für „sittlich gefährdete“, „sittlich gefallene“ und vorbestrafte minderjährige Mädchen. Es herrschte ein strenges Regiment mit scharfen Kontrollen und harten Strafen. Erst mit dem Dienstantritt der neuen Oberin Marie Sievers im Jahre 1910 traten pädagogische Gesichtspunkte stärker in den Vordergrund. Die eben begonnene Aufbauarbeit wurde jedoch durch den Ersten Weltkrieg, die Novemberrevolution und die Nachkriegsnot unterbrochen. 1924, mit dem neuen Reichsjugendwohlfahrtsgesetz, gewann der Reformprozess in Bethesda (und in dem mittlerweile von der Stiftung gepachteten Kloster St. Martin) wieder an Fahrt.

Sozialpädagogik, Jugendsoziologie, -psychologie und -psychiatrie fanden Eingang in die Fürsorgeerziehung, freilich auch Sozialhygiene und Eugenik. In der „Krise der Fürsorgeerziehung“ am Ende der Weimarer Republik gingen die bis dahin verwirklichten Reformansätze wieder verloren.

Marie Sievers begrüßte die „nationale Revolution“ im Jahre 1933. Doch war die Fürsorgeerziehung im Dritten Reich existentiell gefährdet. Die „erziehungsunfähigen“, vermeintlich „erblich belasteten“ Zöglinge wurden den konfessionellen Einrichtungen zugewiesen. Sie waren ein Objekt der nationalsozialistischen Sterilisationspolitik. 79 Mädchen aus Bethesda und dem 1934 angekauften Kloster St. Martin wurden bis 1939 einer eugenischen Sterilisation unterworfen. Im Zweiten Weltkrieg – unter der neuen Oberin Renata Freiin v. Soden – entwickelte sich Bethesda-St. Martin immer stärker zum Zucht- und Arbeitshaus zurück.



Amalie Götschen
Leiterin von 1855 - 1898



Emilie Horn
Leiterin von 1898 - 1910



Haus Bethesda



Marie Sievers
Leiterin von 1910 - 1938



Renate Freiin v. Soden
Leiterin von 1938 - 1948

Chronologie der Stiftung

Von Prof. Dr. Hans-Walter Schmuhl

❖ 1810 - 1840 ❖

Die Wupperstädte Elberfeld und Barmen entwickeln sich zu Pionierregionen der Industrialisierung. Innerhalb von nur drei Jahrzehnten verdoppeln sich ihre Einwohnerzahlen – Elberfeld wächst von 19.000 auf knapp 40.000, Barmen von 16.000 auf 31.000 Einwohner an. An den Ufern der Wupper dehnen sich heruntergekommene Slums aus, in denen das neu entstehende Industrieproletariat, das in den Textilfabriken Elberfelds und Barmens arbeitet, in drangvoller Enge und unvorstellbarem Elend haust. Soziale Folgen der Proletarisierung sind Bettelei, Alkoholismus, Promiskuität und Prostitution.

Der Gothaer Buchhändler Friedrich Christoph Perthes berichtet im Jahre 1829:

„Elberfeld hat mir einen unheimlichen Eindruck hinterlassen; die Gegensätze auf diesem Menschenmarkte sind gar zu groß: kaufmännische Großhänse mit Schmerbäuchen und ausgearbeiteten Freßwerkzeugen, ausgehungertes Lumpengesindel, abgemagerte Gestalten mit Gesichtern, bleich von innerer sektiererischer Arbeit, und dabei nachts auf den Straßen ein so roher Lärm liederlicher und betrunkenen Menschen, wie mir selten vorgekommen ist.“

Die evangelische Diakonie im Wuppertal entdeckt die „sittlich gefährdeten“ und „gefallenen“ Mädchen und Frauen als Zielgruppe. Die Idee, für „ausstiegswillige“ Prostituierte fernab von den industriellen Ballungsräumen Magdalenenasyle einzurichten, nimmt Gestalt an.

❖ 1833 ❖

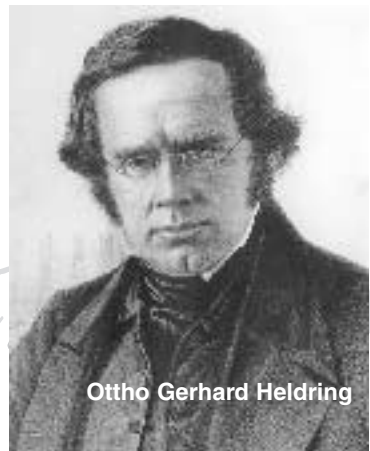
Pastor Theodor Fliedner (1800-1864), der Begründer der evangelischen Mutterhausdiakonie, richtet in Kaiserswerth ein erstes Asyl für „entlassene weibliche Gefangene und Gefallene“ ein.

❖ 1847 ❖

Der niederländische Pastor Ottho Gerhard Heldring (1804-1876), der sich gerade zu einer Kur in der Kaltwasseranstalt Marienberg in Boppard aufhält, legt Freunden im nahen Bad Ems das 34. Kapitel des Propheten Hesekiel aus. Zutiefst angerührt durch den Vers „Ich will das Verlorene wieder suchen und das Verirrte wiederbringen und das Verwundete verbinden und des Schwachen warten“ (Hesekiel 34,16), beschließt er, ein „Magdalenenasyl“ ins Leben zu rufen.

❖ 1848 ❖

gründet Heldring das Asyl Steenbeck in Zetten. Mit seiner Stegreifrede auf dem Wittenberger Kirchentag gibt Pastor Johann Hinrich Wichern (1808-1881), der Begründer des „Rauhen Hauses“ in Hamburg, den Anstoß zur Gründung des



Ottho Gerhard Heldring



„Centrallausschusses für innere Mission“ der deutschen evangelischen Kirche sowie von Landes- und Provinzialvereinen für innere Mission.

❖ 1849 ❖

Am 22. Oktober bildet sich der Provinzialausschuss für innere Mission im Rheinland. Im rheinischen Oberland erklären die Synoden Koblenz, Kreuznach, Saarbrücken und Simmern die Sache der inneren Mission zu ihrer eigenen und gründen synodale Erziehungsvereine.

❖ 1850 ❖

Der rheinische Provinzialausschuss für innere Mission denkt darüber nach, auch am Oberrhein ein „Magdalenenasyl“ einzurichten.

❖ 1851 ❖

Die Rettungsanstalt Auf'm Schmiedel im Kreis Simmern wird gegründet.

❖ 1853 ❖

In Koblenz entsteht, in Verbindung mit dem Stift St. Martin, eine Herberge für dienstlose evangelische Mägde.

Mit dem „Elberfelder System“ wird in der Wupperstadt ein neuartiges Modell offener Armenpflege entwickelt, das wesentlich dazu beiträgt, das Massenelend zügig abzubauen. Es wird rasch von vielen anderen Städten übernommen.

❖ 1854 ❖

Am 25. Mai, dem Himmelfahrtstag, trifft ein Kreis engagierter Männer und Frauen im Stift St. Martin zu Koblenz mit Pastor Heldring zusammen und bildet ein „Comitee zur Gründung eines Magdalenen-Asyls in der Nähe von Coblenz“. Am 22. Juni geht daraus ein eigener Verein hervor. Von der rheinischen Pastoralkonferenz und vom rheinischen Provinzialausschuss für innere Mission wird das Projekt unterstützt.

Namhafte Persönlichkeiten, allen voran der Oberpräsident der Rheinprovinz, Hans Hugo v. Kleist-Retzow (1814-1892) und seine Gattin Charlotte (1821-1885), werden für das Vorhaben gewonnen. Aufgrund der Fürsprache des Oberpräsidenten erklärt sich die Regierung bereit, einen Flügel des ehemaligen Franziskanerinnenklosters St. Martin zu Boppard, das der preußische Staat 1852 zur Errichtung einer Erziehungsanstalt für „jugendliche Verbrecher“ angekauft hat, vorläufig für das Magdalenenasyl zur Verfügung zu stellen. Ein Frauen- und Jungfrauenverein in Koblenz unter Leitung von Charlotte v. Kleist-Retzow beschafft Betten, Wäsche und Kleidung.

❖ 1855 ❖

Amalie Göschen (1813-1901), bis dahin Leiterin eines diakonischen Verbandes zur Fürsorge an Fabrikarbeitern und eines kleinen Asyls für Prostituierte in Elberfeld, wird

1849 - 1856

als Vorsteherin des künftigen Magdalenenasyls gewonnen. Sie hospitiert eine Zeit lang bei Heldring in Steenbeck. Eine vom Oberpräsidenten bewilligte Hauskollekte sowie bedeutende Privatspenden aus dem Kreis um Kleist-Retzow sorgen für den notwendigen Kapitalgrundstock. Am 20. Dezember bezieht Amalie Göschen zusammen mit ihrer Schwester Ernestine und vier „Asylistinnen“, deren Unterbringung vom Elberfelder Magdalenen- und Rettungsverein bezahlt wird, das neue Magdalenenasyl Boppard. Am nächsten Tag, dem 21. Dezember, weihen der Koblenzer Pfarrer Theodor Ferdinand Schütte (1799-1866), Vorsitzender des Komitees, und der Bopparder Pfarrer Heinrich Wilhelm Bungeroth (1818-1871), künftiger Seelsorger der Anstalt, das Asyl im Beisein der Vereinsmitglieder feierlich ein.

❖ 1856 ❖

Die Bilanz nach einem Jahr fällt ernüchternd aus. Keines der vier Mädchen, die mit Amalie und Ernestine Göschen nach Boppard gekommen sind, vermag in der bürgerlichen Gesellschaft Fuß zu fassen. Ihr weiterer Lebensweg geht aus den Aufzeichnungen Amalie Göschens hervor: Emilie K. stirbt 1861 im Elberfelder Armenhaus; Marie B. wird später „in höchst jammernswerthem Zustande“ wieder erkannt, dann verliert sich ihre Spur; Charlotte B. wird „verstandlos“, 1865 findet man sie in Elberfeld tot auf; über Catharina P. heißt es 1864, sie habe sich „lange herumgetrieben mit ihrem Kinde“, sie soll mittlerweile „mit einem liederlichen Seidenweber“² verheiratet sein. Das Magdalenenasyl hat mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Als evangelische Einrichtung in einer ganz überwiegend katholischen Umgebung wird es mit Argwohn beäugt.





❖ 1857 ❖

Wegen der Eröffnung der staatlichen Erziehungs- und Besserungsanstalt St. Martin muss das Magdalenenasyl am 1. August aus den bisherigen Räumlichkeiten ausziehen und kommt vorübergehend in einem von dem Bopparder Postsekretär Joseph Kalt angemieteten Wohnhaus unter. Von Anfang an gibt es Unzuträglichkeiten und Missheiligkeiten. Bereits am 13. Mai hat sich ein Lokalkomitee unter Leitung von Pastor Bungereoth gebildet, um die Arbeit des Magdalenenasyls zu unterstützen und einen Neubau in Angriff zu nehmen.

❖ 1858 ❖

Am 22. Juli, dem Tag Maria Magdalena, wird der Grundstein für den Neubau des Asyls gelegt, der den Namen „Bethesda“ (Haus der Barmherzigkeit) erhält. Das neue Haus entsteht auf halber Höhe des Rheintals über der Stadt, nicht weit von der evangelischen Kirche und dem Pfarrhaus entfernt. Das 4,15 ha große Grundstück ist von nahezu dreißig verschiedenen Besitzern erworben worden.

„Es ist eine recht saure Arbeit, aber keine vergebliche“.³ Am 20. Oktober besucht die Prinzessin von Preußen das Magdalenenasyl – das Königs- und spätere Kaiserhaus unterstützt das Magdalenum auch in den folgenden Jahrzehnten. In Elberfeld, Anholt, Wesel, Bonn und Koblenz haben sich Unterstützungsvereine nach holländischem Vorbild gegründet.



❖ 1859 ❖

Dank eines Geschenks des preußischen Prinzregenten, einer Sammlung im Wuppertal und eines Darlehens gelingt die Finanzierung des Hauses Bethesda, das am 3. August eingeweiht und bezogen wird.

❖ 1860 ❖

Am 27. Mai erhält die Anstalt unter dem Namen „Evangelisches Magdalenenasyl Bethesda zu Boppard“ die Korporationsrechte und ist damit als milde Stiftung anerkannt. Die Anstalt gibt sich eine erste gedruckte Satzung. Mittlerweile leben 16 „Asylistinnen“ im Haus. Weitere Unterstützungsvereine in Duisburg und Ruhrort sind hinzugekommen. Die Hoffnung, dass die Vereine mit der Zeit ein „Netz, das die gesamte Provinz umspannt“,⁴ bilden würden, erfüllt sich indessen nicht.

❖ 1867 ❖

Der Jahresbericht ruft dazu auf, „die – im eigentlichen Sinne des Wortes so zu nennende – Sklaverei [...], in welcher mitten in dem freien Europa in den sogenannten schlechten

1857 - 1875

Häusern auch diejenigen Gefallenen (nämlich vermittelt ihrer mit doppelter und dreifacher Kreide ihnen aufgerechneten Geldschulden) gehalten werden, welche längst Nichts sehnlicher wünschen, als diesem elenden Sündenleben zu entfliehen“, durch eine „Kette christlicher Liebesthätigkeiten“⁵ aus Familie, Kirchengemeinde und Asyl zu brechen.

Durch den Bau eines neuen Stalls mit Waschküche und Heuspeicher und den Kauf zweier Kühe und Schweine ist die „Ökonomie“ des Asyls deutlich leistungstärker geworden. Sie bringt mehr ein als am Anfang und liefert auch Beiträge zur Beköstigung. Nach finanziellen Engpässen ist ein Teil der längerfristigen Schulden abgetragen, der Kredit des Asyls in Boppard hat sich „wieder einigermaßen gebessert“.⁶ Amalie Göschen ist an einem Herzleiden sehr schwer erkrankt.

❖ 1870 / 71 ❖

Während des deutsch-französischen Krieges geht die Belegung Bethesdas stark zurück. Zwischenzeitlich wird über eine Umnutzung der Einrichtung nachgedacht.



❖ 1875 ❖

Seit Bestehen des Asyls sind 170 „gefallene Mädchen“ aufgenommen, geistlich versorgt und „für einen ehrbaren bürgerlichen Beruf“ ausgebildet worden. Derzeit freilich steht das Haus zur Hälfte leer.

Es wird eine neue Abschiedszeremonie eingeführt. Die „Asylistinnen“, die eine Stelle als Dienstmädchen antreten, werden in der Anstaltskapelle „in Gegenwart aller übrigen von dem Anstaltsgeistlichen durch Ansprache, Gebet und Segenswunsch feierlich und ehrenvoll entlassen“.⁷ Der Ertrag aus der Arbeit der Asylistinnen – Wäschewaschen und Handarbeiten – ist trotz der zurückgegangenen Zahl auf der früheren Höhe geblieben und trägt mittlerweile – neben den Einkünften aus der jährlich stattfindenden Hauskollekte, der vielerorts durchgeführten Pfennigkollekten und Geschenken von Freunden und Förderern – „nicht unwesentlich zur äußeren Existenz der Anstalt“⁸ bei.

Zeitreise



❖ 1877 ❖

Vor dem Hintergrund der Großen Depression, „in der allgemeinen gegenwärtigen Nothlage, welche die Gefängnisse füllt und auch mehr Unglückliche als sonst der Prostitution in die Arme treibt“, ⁹ steigt die Zahl der „Magdalenen“ wieder an.

❖ 1878 ❖

Der Jahresbericht nimmt die Attentate auf Kaiser Wilhelm I. (1797-1888) zum Anlass, gegen die „Unzucht“ zu Felde zu ziehen: „Oder sind nicht die Verkündigung der Lehre von der ‚freien Liebe‘, die man ungescheut und ungestraft predigen und als eine naturgemäße Einrichtung jenes von der Socialdemokratie erträumten, Allen Glück verheißenden Zukunftsstaates proklamiren darf; sind nicht jene Frauenversammlungen in Berlin, zu denen wohl auch die Prostituierten ein reichliches Contingent liefern dürften; sind nicht die erschreckenden Tathschaften, daß die Noth der Zeit und der Hunger viele Frauen und Mädchen in unseren großen Städten dem Laster in die Arme treibt; sind nicht die schamlosen Anzeigen in öffentlichen Blättern, welche die Verführung zur Unzucht offen oder versteckt zur Schau tragen, – sind nicht das Alles Anzeichen genug, daß die Prostitution wahrlich nicht zum Geringsten mit dazu beiträgt, die Bande der Ordnung, der Zucht, der christlichen Sitte zu lösen und so zu jenen Freveltathen mitzuwirken, die uns den völligen und schrecklichen Abfall breiter Volksschichten von allem, was selbst einem natürlichen, wie vielmehr einem Christenmenschen heilig ist, bekunden?“ ¹⁰

❖ 1880 ❖

In 25 Jahren sind 237 Mädchen aufgenommen worden, von denen 25 verstorben, 30 – „meist glücklich“ ¹¹ – verheiratet, 36 zu Eltern oder Angehörigen entlassen, 68 in Dienst vermittelt wurden. 22 Mädchen befinden sich noch im Asyl. Die übrigen sind fortgelaufen oder fortgeschickt worden, manche sind verschollen. Die meisten „Asylistinnen“ stammten aus der Rheinprovinz, vor allem aus dem Wuppertal, sowie aus Frankfurt.

❖ 1885 ❖

Nach dreißig Jahren ist die Zahl der aufgenommenen Mädchen auf 324 angestiegen. Formal kommen die Mädchen freiwillig nach Bethesda. Der Vorstand macht sich aber keine Illusionen darüber, dass die meisten von ihnen ihr Einverständnis zur Aufnahme im Magdalenum unter massivem Druck gegeben haben: Es seien „doch noch vielfach äußere Beweggründe, welche den Entschluß zur Reife bringen, die dargebotene rettende Hand zu ergreifen. Das Asyl erscheint der Gefängniszelle oder dem Krankenhaus gegenüber doch noch als ein wünschenswerter Aufenthalt; es ist auch wohl Furcht vor dem Elend des Umherschweifens oder vor der harten Zucht des Arbeits-

1877 - 1885

hauses, welche zu einem Anklopfen an unserer Pforte treibt. Der alte Mensch wird aber meist noch in seiner ungebrochenen Kraft mit über die Schwelle gebracht und offenbart sich gar bald in Trotz, Roheit, Lüge und Trägheit. Da heißt es denn, mit Geduld und Entschiedenheit, mit Liebe und Weisheit an die Arbeit gehen“.¹² Für die Erziehungsarbeit ist entscheidend, dass die Mädchen das Magdalenenasyl wieder verlassen können, wenn sie es wollen. Niemand wird gegen seinen erklärten Willen in Bethesda festgehalten.



Zeitreise



**Es werden neue Aufnahme-
bedingungen formuliert:**

§ 1

„Bethesda nimmt nur solche arbeitsfähige Gefallene evang. Konfession auf, die freiwillig kommen, das Verlangen haben, gerettet zu werden, und erklären, der Zucht und Ordnung des Hauses sich zu unterwerfen. Von der Aufnahme ausgeschlossen sind Blödsinnige, Epileptische, mit ansteckenden Krankheiten behaftete und solche Personen, welche wegen mangelnder Körperkräfte zu jeder Arbeit unfähig sind.

§ 2

Das Eintrittsgeld beträgt 15 Mk., das monatliche Kostgeld 10 Mk. Kleidung und Wäsche liefert die Anstalt ohne Vergütung. Muß ein Zögling in ein Krankenhaus gebracht werden, so sind die Pflege- und Reisekosten von denjenigen zu tragen, welche uns den Zögling übergeben haben.

§ 3

Alle Zöglinge sind verpflichtet, die Anstaltskleidung zu tragen.

§ 4

Bei der Aufnahme ist über die Vergangenheit und die häuslichen Verhältnisse der Aufzunehmenden, womöglich schriftlich, Auskunft zu erteilen.

§ 5

Die Angemeldete muß dem Asyl unter zuverlässiger Begleitung zugeführt werden und mit einem Abmeldeschein ihrer heimatlichen Gemeinde, resp. einem Entlassungsschein der Gefängnisverwaltung, versehen sein.

§ 6

Der Aufenthalt im Asyl dauert im Allgemeinen 2 Jahre. [...]

§ 8

Wenn ein Zögling nicht freiwillig in der Anstalt bleiben will, oder beharrlich der Zucht und Ordnung des Hauses widerstrebt, oder dauernd arbeitsunfähig wird, so wird sich die Anstalt mit denen, welche uns die Zöglinge übergaben, über dessen weiteres Verbleiben verständigen.

§ 9

Die Korrespondenz der Zöglinge geht durch die Hand der Vorsteherin, welche befugt ist, ungeeignete Briefe zurückzuhalten.

§ 10

Besuche können die Zöglinge nur mit jedesmaliger Erlaubnis der Vorsteherin erhalten.”¹³

1888 - 1898

❖ 1888 ❖

Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind so weit konsolidiert, dass erstmals auf eine Hauskollekte verzichtet werden kann.

❖ 1889 ❖

Der Jahresbericht reflektiert das Problem des „freiwilligen“ Eintritts: Manche Mädchen suchten „nur eine Abwechslung, eine angenehmere Existenz; andern ist das Asyl der Zufluchtort, der vor Hunger und Kälte schützt, oder sie haben zwischen Bethesda und [dem Arbeitshaus] Brauweiler zu wählen, da denn die Entscheidung für ersteres nicht schwer fällt. Wenn die rücksichtslose Hand der Polizei oder der energische Wille eines Vormundes über einem Mädchen waltet, dann ist das ‚freiwillige‘ Kommen selbstverständlich. So wie Maria Magdalena zu Jesu[s] kam, ist zu uns wohl kaum jemals ein gefallenes Mädchen gekommen.“ Es gelte daher, den „Eigenwillen“ der Mädchen „zu beugen oder, wenn nötig, zu brechen“ Dies sollte aber nicht allein durch Zucht, sondern vor allem durch Zuwendung geschehen. „Vorsteherin und Gehülfinnen sitzen mit den Gefallenen an einem Tische, teilen mit ihnen Freud und Leid, gehen auf ihre Wünsche und Bedürfnisse liebevoll ein, leiten sie zu den Verrichtungen ihres zugewiesenen Amtes an und suchen zunächst nichts anderes zu gewinnen als Liebe und Vertrauen.“ Die Mädchen hätten auch ein Bedürfnis nach Liebe, „weil sie nie geliebt, sondern nur gebraucht worden sind. Man hat sie zu Werkzeugen der Lust gekauft und dann wie eine ausgepreßte Zitrone bei Seite geworfen.“¹⁴

❖ 1898 ❖

Amalie Götschen legt nach 42 Dienstjahren ihr Amt nieder. Zugleich scheidet die Pflegerin Elise Müller nach 34 Jahren aus dem Dienst, was den Wechsel des gesamten Personals nach sich zieht. Die zunächst engagierte Nachfolgerin Götschens verlässt das Haus bereits nach einem halben Jahr. Zudem hatten „gefährliche Elemente unter den Zöglingen des Hauses verführerischen Einflüssen von außen die Thür geöffnet. Durch Gottes Gnade ist diese ernste Krisis glücklich überwunden.“ Als Vorsteherin wird Emilie Horn eingestellt, die zuvor in dem 1884 gegründeten „Heim für heimatlose Frauen“ Himmelsthür bei Hildesheim gearbeitet hatte. „Die gefährlichen Elemente sind entfernt, den bösen Einflüssen ist die Thür verriegelt, vieles ist neu geworden.“¹⁵ Die Zahl der Anstaltsgehilfinnen wird von drei auf fünf vermehrt, eine der neuen Gehilfinnen steht der Bügelstube vor, eine andere der Ökonomie.



❖ 1899 ❖

Da die Zahl der „Magdalenen“ seit Jahren rückläufig ist, beschließt der Vorstand, in einzelnen Fällen auch „Trinkerinnen“ aufzunehmen.

❖ 1900 ❖

Am 2. Juli wird das Preußische Fürsorgeerziehungsgesetz verabschiedet, das die Einweisung von sozial auffälligen Kindern und Jugendlichen bis zu 18 Jahren in die geschlossene Fürsorgeerziehung regelt. Aufgrund des neuen Gesetzes vervielfacht sich die Zahl der in Zwangs- und Fürsorgeerziehung befindlichen Minderjährigen in kürzester Zeit. Die Fürsorgeerziehung verfolgt weitgehend dieselben Ziele wie die ältere Zwangserziehung: Affektkontrolle, Sozialdisziplinierung, Gewöhnung an bürgerliches Arbeitsethos, Vermittlung einer Schul- und Berufsausbildung als Voraussetzung für eine gesellschaftliche Reintegration innerhalb der Herkunftsschicht. Mädchen in Fürsorgeerziehung sollen durch einer Erziehung zu „weiblichen Tugenden“ und „Ehrbarkeit“ auf ihre künftige Rolle als Dienstbotinnen und Ehefrauen vorbereitet werden. In den Fürsorgeerziehungsheimen herrscht ein strenges Regiment mit scharfen Kontrollen und harten Strafen.

Der Landeshauptmann der Rheinprovinz fragt an, ob Bethesda bereit sei, auch Fürsorgezöglinge anzunehmen. Der Vorstand hat Bedenken, weil bei den Fürsorgezöglingen der „Wille, mit der Sünde zu brechen“, nicht vorausgesetzt werden könne – „allein dasselbe gilt auch von den sogenannten Magdalenen, welche dem Hause von Vormündern und Vereinen zugeführt werden, nicht ohne Weiteres“. ¹⁶ Der Vorstand beschließt daher, in die Fürsorgeerziehung einzusteigen. Bethesda wandelt sich vom „Magdalenenasyl“ zum „Fürsorgeerziehungshaus“.

Im Laufe des Jahres finden insgesamt 33 „Sommergäste“ Aufnahme in Bethesda, was den Mädchen die „erwünschte Gelegenheit“ geboten habe, „sich in der Bedienung derselben zu üben“. ¹⁷

❖ 1902 ❖

Die Zahl der „Magdalenen“ ist auf sieben zurückgegangen, die Zahl der Fürsorgeerziehungszöglinge auf dreißig gestiegen. Hinzu kommen drei „Pensionärinnen“ (eine „Trinkerin“, eine „Morphinistin“, eine „Schwachsinnige“). ¹⁸

Eine Wasserleitung ist verlegt. Am Gebäude besteht dringender Reparaturbedarf. Aus diesem Grund wird erstmals wieder eine Hauskollekte beantragt.

❖ 1904 ❖

Im Jahresbericht klingt erstmals der eugenische Gedanke erblicher Belastung an, der einstweilen aber noch hinter dem Gedanken der prägenden Kraft des Milieus zurücktritt: „[...] so trägt, neben der aus erblicher Belastung sich erklärenden Veranlagung

1899 - 1906

zum Bösen, in vielen Fällen eine unglaublich verwahrloste Erziehung und das Beispiel der Eltern die Hauptschuld daran, daß die Kinder aller Zucht und Vermahnung der Schule zum Trotz auf böse Wege gekommen und nicht im Stande gewesen sind, der Macht der Verführung zu widerstehen.“¹⁹ Zwei Jahre zuvor war die Prostitution noch einzig und allein als moralisches Problem wahrgenommen und betont worden, „daß unsere gefallenen Mädchen und Prostituierten keine Opfer der socialen Not, sondern der männlichen Begehrlichkeit einerseits, der eigenen oft sich aufs schamloseste anbietenden sinnlichen Lust andererseits sind“.²⁰

Zwei Mädchen, die im Rahmen der Fürsorgeerziehung überwiesen worden sind, werden einem „Versorgungshaus“ zugeführt, weil sich eine Schwangerschaft herausgestellt hat, ein weiteres wird am 14. Februar „gleich nach dem Kirchgange von dem Stiefvater, der schon früher wegen Unzucht mit der Stieftochter bestraft war, nach Luxemburg entführt“.²¹

❖ 1905 / 06 ❖

Das Strafenbuch, das seit der Übernahme der Fürsorgeerziehung zu führen ist, zeigt, dass körperliche Züchtigung, Arrest, Isolierung und der Entzug von Mahlzeiten und Vergünstigungen an der Tagesordnung sind. Gründe für die Bestrafung sind „Faulheit“, „Frechheit“, „Widerspenstigkeit“, „gotteslästerliche Reden“, schlechtes Betragen im Dienst, Lüge, Verleumdung, Diebstahl, Entweichung, Handgreiflichkeit gegen eine Pflegerin, der Versuch der Kontaktaufnahme mit den in St. Martin untergebrachten Gefangenen und sexuelle Beziehungen untereinander. Manche der Mädchen werden aber auch bestraft, weil sie mit anderen, die isoliert worden sind, sprechen oder ihnen ein Stück Brot zustecken.“²²

❖ 1906 ❖

Am 12. Juni findet die offizielle Feier zum fünfzigjährigen Bestehen Bethesdas statt. 700 Mädchen und Frauen sind seit der Gründung aufgenommen worden. Die Losung des Hauses ist nach wie vor: „Bete und arbeite!“ Morgen- und Abendandacht, Bibelstunde, Konfirmationsunterricht, Entlassungsfeiern, Gemeindegottesdienste, Missionsfest, Erntefest und Weihnachtsfeier sind feste Bestandteile des Anstaltslebens. Die Oberin lehrt den Katechismus und die biblische Geschichte, eine Gehilfin gibt Gesangsstunden, eine geprüfte Lehrerin erteilt Unterricht in den Elementarfächern. Im Haus herrscht eine straffe Führung. Den „Verkommenen“ gegenüber sei „nicht Strenge, sondern Milde das gewiesene Erziehungsmittel [...], aber diese Milde kann doch der Zucht nicht entbehren. Nun ist unser Haus kein Zuchthaus, aber wohl ein Haus der Zucht die zunächst schon ganz unmerklich in der feststehenden Tagesordnung liegt“. Ein „wichtiges Erziehungsmittel“ bleibe die Arbeit, „und wenn unser Haus auch kein Arbeitshaus



ist, so ist es doch ein Haus, welches die Arbeit wertet.“ Es gibt keine Mauern und Zäune. „Überhaupt suchen wir nach Möglichkeit alles zu vermeiden, was dazu angetan wäre, dem Hause ein gefängnisartiges Gepräge zu geben und den Eindruck einer Strafanstaltserziehung hervorzurufen.“²³

Der Erweiterungsbau mit neuer Wäscheküche, Bügel-, Mangel- und Wäschestube, neuem Trockenspeicher, neuen Gehilfinnenzimmern und neuem Schlafsaal ist fertiggestellt. Alle Schlafräume haben jetzt elektrisches Licht. Zudem sind vier Badezellen für Wannen- und Brausebäder neu eingerichtet.

Im Tätigkeitsbericht findet sich ein Hinweis auf sexuelle Übergriffe von Dienstherrn: „An zwei Fürsorgezöglingen, welche auswärts dienten, und sich durchaus brav geführt hatten, wurden derartige Schandtaten verübt, daß sie einem Versorgungshause überwiesen werden mußten.“²⁴



❖ 1910 ❖

Emilie Horn kann, schwer erkrankt, ihr Amt als Vorsteherin nicht fortführen. Es kommt zu einer „offenen, für beide Teile schweren Aussprache“.²⁵ Mehrere Schwestern erklären, sie würden mit der Oberin das Haus verlassen. Diese rät dem Vorstand, er solle ein Diakonissenmutterhaus bitten, das Personal Bethesdas zu stellen. Da sich keines der angesprochenen Mutterhäuser dazu imstande sieht, wird am 16. Juni ein Vertrag mit dem Evangelischen Diakonieverein in Zehlendorf geschlossen. Dieser stellt eine leitende und fünf weitere Schwestern.²⁶ Am 1. Juli wird Emilie Horn verabschiedet. An ihre Stelle tritt die Zehlendorfer Schwester Marie Sievers (* 1868), die das Lehrerinnen- und Vorsteherinnenexamen abgelegt hat und auch in der Pflege von „Geisteskranken“ ausgebildet ist. Marie Sievers ist eine erfahrene Kraft. Seit 1904 war sie als leitende Schwester in mehreren Krankenhäusern und Pflegeheimen in Magdeburg,

1910 - 1916

Cuxhaven, Graz und Godeshöhe tätig. Sie findet, wie sie später rückblickend schreiben wird, „ein Haus von großer Einfachheit, Sauberkeit und Ordnung [vor]. Die Hausordnung wurde mit größter Pünktlichkeit durchgeführt, der Verkehrston zwischen Schwestern und Mädchen war ein knapper, Gehorsam fordernder, entbehrte aber nicht der Gerechtigkeit und der Fürsorge“.²⁷

❖ 1912 ❖

In einem Vortrag mit dem Titel „Die Schwester als Volkserzieherin in der Arbeit an den Gefährdeten“ entwickelt Sievers vor der Zehlendorfer Schwesternschaft ihr pädagogisches Programm, das auf eine systematische hauswirtschaftliche Ausbildung abzielt.

❖ 1914 ❖

Die Aufnahmestatistik gibt Aufschluß über die Klientel Bethesdas: Von den 19 Mädchen im Alter von 14 bis 20 Jahren, die in diesem Jahr neu in die Fürsorgeerziehung aufgenommen werden, sind sechs körperlich schwach und verwahrlost, vier von Läusen befallen, zwei geschlechtskrank und eines schwanger. Zwei gelten als „Bettnässerinnen“, fünf als „Beschränkte, geistig Minderwertige oder Hysterische“, drei als „Psychopathen“. Alle gelten als „sittlich gefährdet“ oder „sittlich gefallen“ und/oder als „Diebinnen“. Fünf sind vorbestraft.²⁸ Alle stammen aus zerrütteten familiären Verhältnissen. Der Beginn des Ersten Weltkriegs behindert die eben begonnene Aufbauarbeit.

❖ 1915 / 16 ❖

Die allgemein schwieriger werdende Ernährungslage verkraftet Bethesda gut. Zwar werden Fleisch, Fett und Zucker zur Mangelware, doch liefert der ausgedehnte Garten so viel Obst und Gemüse, dass alle satt werden. Starker Wechsel der Erziehungshelfinnen.

Der Jahresbericht gibt den Tagesablauf in der Anstalt wieder:

„Im Sommer beginnt in Bethesda der Tag um 6 Uhr, im Winter um 1/2 7. Nachdem die Zöglinge unter Aufsicht sich angekleidet haben, versammelt sich um 1/2 7 die gesamte Hausgemeinde zu einer kurzen Andacht im Betsaal. Darauf hat jedes Mädchen sein Bett, seinen Waschtisch und sein Zimmer zu besorgen. Um 7 Uhr ist das erste Frühstück, das jetzt im Kriege aus einer dicken Gerstenflockensuppe, mit Milch und Zucker gekocht, und 2 Schnitten Brot mit Marmelade besteht. Nach dem Frühstück ist täglich, mit Ausnahme des Sonnabends, eine Unterrichtsstunde, die in 3 Abteilungen von der Oberin, einer Schwester und der Gewerbeschullehrerin erteilt wird. Der Unterricht umfaßt für die 1. und 2. Abteilung die Fächer einer Volksschulfortbildungsschule: Haushaltskunde, Bürgerkunde, Gesundheitslehre und Lebenskunde. Das Gelernte wird, zugleich zur Übung im Deutschen, in einem Diktat oder kleinen Aufsatz zusammen-

Zeitreise



gefaßt. Der Unterricht der 3. Abteilung ist eigentlich derjenige einer Hilfsschule. – Nach dem Unterricht beginnt die praktische Arbeit. Etwa 16 Mädchen werden unter Anleitung und Beaufsichtigung einer Schwester und einer Gehilfin in der Handwäscherei und Bügelei beschäftigt. Etwa 20 Mädchen lernen im Nähsaal die Flickerei, Weißnäherei, Schneiderei, Stickerei oder Strickmaschine; für diese ist eine im Weißnähen ausgebildete Schwester und eine Schneidermeisterin da. Etwa 14 Mädchen haben unter Aufsicht einer Schwester und einer landwirtschaftlichen Lehrerin die Garten- und Stallarbeit zu verrichten. In der Küche und Lehrküche lernen durchschnittlich 4 Mädchen das Kochen bei einer hauswirtschaftlichen Lehrerin, die ihnen an zwei Nachmittagen auch theoretischen Kochunterricht erteilt; hierzu werden die vier sogenannten Hausmädchen, die das Reinmachen des Hauses, der Schwesternzimmer usw. zu besorgen haben, hinzugezogen. Außer den bereits genannten Lehrkräften ist noch eine Büro- und eine Hausschwester angestellt. – Soweit es möglich ist, gehen die Mädchen durch jede Station. Mittags ist eine Arbeitspause von einer Stunde, in der die Mädchen essen und dann bei kühlem Wetter im Garten spazieren gehen oder Kreisspiele machen, bei warmem Wetter draußen sitzen dürfen. Während der Arbeitszeit soll tunlichst nur das zur Arbeit Gehörige gesprochen werden; abends von 6 Uhr ab darf gesungen werden. Nachmittags um 4 Uhr ist Kaffeepause von 1/2 Stunde; abends 7 Uhr ist Arbeitsschluß und Abendessen. Nach demselben dürfen die Mädchen wieder draußen spielen oder sich mit Handarbeit beschäftigen. An 2 Abenden ist von 6-7 Uhr Religionsstunde und Bibelstunde, die von dem Seelsorger der Anstalt gehalten werden. An 2 anderen Abenden nach Tisch übt der Chor Gesänge zu den Festen ein. Den Tag beschließt eine Andacht im Betsaal. Um 9 Uhr gehen die Mädchen zu Bett, nachdem sie sich unter Aufsicht gründlich gewaschen und gekämmt haben.“²⁹



1917 - 1926

❖ 1917 / 18 ❖

Erkältungskrankheiten, Verdauungsbeschwerden und Furunkulose breiten sich unter den Mädchen aus. Im letzten Kriegsjahr erkrankten 49 Mädchen an der Spanischen Grippe.³⁰

❖ 1919 ❖

Mit Kriegsende häufen sich die Probleme. Es braucht „viel Zeit, Kraft und Geld“, um „nur das Nötigste zu erlangen“. Insbesondere fehlt es an Kartoffeln und Kohlen. Der Gesundheitszustand der Mädchen ist nach wie vor sehr schlecht, Kathrine E. stirbt nach langer, schwerer Krankheit an einem Lungenleiden. Die Besetzung Boppards, die Anwesenheit von Besatzungstruppen – insbesondere von farbigen Kolonialsoldaten – auf dem Anstaltsgelände und die Auflösung der Fürsorgeerziehungsanstalt St. Martin (die nun als französische Kaserne dient) sorgen für Unruhe. Der Mangel an Erziehungshelferinnen ist noch immer groß. Es mehren sich die „Klagen der Herrschaften über Zügellosigkeit der Mädchen“. Der „Geist Spartakus“ – gemeint ist die Propaganda des Spartakusbundes, der Keimzelle der Kommunistischen Partei Deutschlands, im Zuge der Novemberrevolution – wird durch die neu aufgenommenen Mädchen, von denen „16 nachweislich geschlechtskrank sind“,³¹ im Haus verbreitet.

❖ 1924 ❖

In der Folge der Inflationszeit nimmt „die sittliche Not der deutschen Jugend“³² zu. Bethesda ist überbelegt. Die Erweiterung der Anstalt, über die bereits seit längerem nachgedacht worden ist, wird nun in Angriff genommen und die ehemalige Erziehungsanstalt im Kloster St. Martin übernommen.

Am 1. April tritt das Reichsjugendwohlfahrtsgesetz in Kraft, das eine erste reichseinheitliche Rahmenregelung der Jugendpflege und -fürsorge bringt. Neben der Sozialhygiene und Eugenik kommen nun auch die sozialpädagogische Jugendkunde, die soziologische Jugendforschung sowie die Jugendpsychologie und -psychiatrie in der Fürsorgeerziehung stärker zum Tragen. Auch in Bethesda setzt ein Reformprozess ein: „Der der Fürsorgeerziehung aus der Zeit der Zwangserziehung noch anhaftende polizeiliche Charakter wurde völlig abgestreift.“ Es setzte sich „eine freiere Auffassung der Heimerziehung“ durch, „Bethesda konnte seine alte Hausordnung wieder herausholen.“³³ Der Unterrichtsplan wird dem Lehrplan staatlicher Berufsschulen angeglichen.

❖ 1926 ❖

In St. Martin wird eine „Aufnahme- und Sichtungsstation“ für die neu zur Fürsorgeerziehung überwiesenen Mädchen des Rheinlandes eingerichtet, wodurch sich die Arbeit noch einmal beträchtlich vermehrt.

Zeitreise



❖ 1929 ❖

Es wird eine Außenfürsorgerin angestellt, die im Sozialen Frauenseminar zu Kaiserswerth als Wohlfahrtspflegerin ausgebildet ist. Sie kümmert sich um die Mädchen, die als Dienstbotinnen in Familien untergebracht worden sind. In einem Vortrag „Zur sexuellen Aufklärung in den Fürsorge-Erziehungsanstalten für schulentlassene Mädchen“ zieht Marie Sievers gegen „Unnatürlichkeit, Entnervung, Krankheit, Entmütterlichung, Geburtenrückgang, Volkstod“⁴⁴ zu Felde.

❖ 1932 ❖

Die „Haushaltungsschule“ Bethesdas erhält die staatliche Anerkennung. Vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise bahnt sich eine „Krise der Fürsorgeerziehung“ an. Unter dem Druck leerer Kassen werden die „Grenzen der Erziehbarkeit“ wieder deutlich enger gezogen – vermeintlich nicht erziehbare Jugendliche können fortan aus der Fürsorgeerziehung ausgegrenzt werden.

❖ 1933 ❖

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten schafft grundlegend neue politische Rahmenbedingungen. Marie Sievers kommentiert den politischen Wechsel begeistert: „Wir haben die gewaltigen Geschehnisse der nationalen Revolution miterlebt und haben erkannt, dass Gott sich wieder zu unserm gedemütigten Volk bekennt. Er hat uns den Führer Adolf Hitler geschenkt, der uns die nationale Erhebung brachte und hoffentlich mit ihr die sittliche Erneuerung. [...] Darum freuen wir uns neben dem, was auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet geschieht, über alles was zur Hebung der Volkssittlichkeit unternommen wird im Kampf gegen Gottlosenbewegung, gegen Korruption und Klassendünkel.“⁴⁵



Die Zukunft der Fürsorgeerziehung ist jedoch ungewiss. Unsicherheit besteht über die künftige Abgrenzung der Arbeitsgebiete zwischen den konfessionellen Fürsorgeerziehungseinrichtungen und der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt. Beide Seiten einigen sich stillschweigend auf eine Art Arbeitsteilung: Die geschlossene Fürsorge für die vermeintlich „erblich belasteten“ Jugendlichen verbleibt bei Innerer Mission und Caritas, die NSV wendet sich der offenen Fürsorge für die „erbgesunde“ Jugend zu. Am 14. Juli beschließt das Kabinett das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“, das die zwangsweise Unfruchtbarmachung aus eugenischen Gründen freigibt.



1929 - 1935

❖ 1934 / 35 ❖

Durch Vermittlung des Geschäftsführers des Rheinischen Provinzialverbandes der Inneren Mission, Pastor D. Otto Ohl (1886-1973), gelingt es, das Kloster St. Martin anzukaufen und damit die Einrichtung einer NS-Führerschule zu verhindern. Starke Fluktuation.

Im Geschäftsjahr 1934/35 gehen etwa 380 Mädchen durch das Haus. Zunehmende Schwierigkeiten mit der Unterbringung der Mädchen in Familienstellen. Marie Sievers schreibt dazu: „Die Gründe liegen teils in den Zeitverhältnissen, teils in den Mädchen selbst. Es ist heute eine viel größere Unruhe und Unbeständigkeit in den Mädchen; sie sind auch anspruchsvoller, mehr auf Freiheit und Vergnügen aus als früher, und sind meist mit 19 Jahren frei. Die Herrschaften zeigen nicht mehr so das Interesse und die Verantwortlichkeit für sie wie früher, als die Mädchen sich noch ganz in die Familien einfügten und ganz mit dazu gerechnet wurden. Das Patriarchalische ist verloren gegangen. Die Jugend hat ihre besonderen Abende und Vergnügungen, die Mädchen kommen dann oft nicht heim und die Herrschaften haben, wenn sie sie nicht gehen lassen, Unannehmlichkeiten durch die Jugendgruppen. Unsere Mädchen sind aber ihrer Veranlagung nach in ganz anderem Maße gefährdet als die Dorfjugend. Aus zwei Orten, in denen wir seit mehr als 20 Jahren die Stellen besetzten, mußte ich die Mädchen zurückziehen, weil Arbeitslager in der Nähe sind. Eine Beschwerde an die Führer der Lager würde wenig Wert haben, da die Mädchen meist die Entgegenkommenderen sind. Ferner sind die Lohnbedingungen nicht mehr so günstig, da den Bauern wirklich das Geld fehlt und sie auch durch die Landhilfe billigere Kräfte haben.“⁴³⁶

Im August 1934 findet im Krankenhaus Koblenz die erste Sterilisation eines Mädchens aus Bethesda statt. Marie Sievers befürwortet grundsätzlich die eugenischen Sterilisierungen. Dass „die Verhütung der Fortpflanzung erbkranken und erbbelasteten Lebens [...] in vielen Fällen eine Barmherzigkeit und keine Härte“ darstelle, steht für sie – auch unter theologischen Gesichtspunkten – außer Frage. Auf der anderen Seite fordert sie eine gewissenhafte Prüfung der „erblichen Belastung“ ein. Neben der psychiatrischen Untersuchung sei eine sorgfältige Beobachtung im Rahmen der Heimerziehung notwendig, um zu einer abgewogenen Bewertung der Leistungen im Unterricht, im Spiel, bei der Arbeit und im Umgang untereinander zu gelangen. Man solle sich vor einer vorschnellen Beurteilung hüten. Einflüsse des Milieus oder Auswirkungen der Pubertät könnten leicht zu einem falschen Eindruck führen. Dies kann man als vorsichtige Kritik an der gängigen Sterilisierungspraxis deuten. Tatsächlich äußert sich die Anstalt in der Frage der „Fortpflanzungsgefährlichkeit“ sehr zurückhaltend.



Gleichwohl trägt die Oberin, indem sie ihren Einfluss auf die Mädchen im seelsorgerlichen Gespräch nutzt, entscheidend zur reibungslosen Umsetzung des Sterilisationsprogramms in Bethesda-St. Martin bei. Große Unruhe entsteht dadurch, dass mehrere Erbgesundheitsgerichte im Haus tagen. Sievers hat „ernste, stürmische und traurige Unterredungsstunden mit den einzelnen Mädchen. Diese seelsorgerlichen Gespräche kosten viel Nervenkraft, sie wecken gleichzeitig unsere ganze Liebe und unser Erbarmen. [...] Jedes Mädchen will nach seiner Eigenart genommen werden, und nur die Worte, die aus mitfühlendem Herzen kommen, finden Widerhall. Nach solchen persönlichen Unterredungen sind sie zunächst meist überzeugt, dass sie in ihren körperlichen Schwächen, geistigen Unfähigkeiten und psychischem Unvermögen nicht fähig sind, Mutter zu werden und Kinder zu erziehen. Auch gerade an den traurigen Erlebnissen in ihrer eigenen Familie und an dem Hinweis auf ihre eigene Sünde und Schuld sind sie zu einer gewissen Einsicht zu bringen. Wenn sie dann aber wieder unter den andern sind, reagieren sie doch ganz anders: Die einen kommen sich interessant vor und können die Zeit nicht abwarten, bis sie ins Krankenhaus kommen; die Trotzigen und Überheblichen sind tief beleidigt gegen die Schwestern und verweigern womöglich die Arbeit und schimpfen den ganzen Tag herum, bald auf die Dummköpfe von Ärzten oder auch auf ihre Eltern. Die Leichtfertigen, Triebhaften und moralisch Tiefstehenden freuen sich, daß ihnen die Verantwortung und Pflichten, die sie nicht erfüllen können, abgenommen werden. Die Psychopathen kommen oft in einen Erregungszustand und bedürfen dann besonderer Aufsicht, Ablenkung und Betreuung. Die unter Minderwertigkeitsgefühlen Leidenden lassen den Kopf trostlos hängen. Am schlimmsten sind diejenigen dran, die keinen Menschen mehr haben und zu Depressionszuständen neigen und sich mit Selbstmordgedanken tragen. Die Zeit vor der Entscheidung, bis zum Rechtskräftigwerden des Beschlusses, ist für die Mädchen eine Zeit der Spannung, in der sie tageweise ganz unbrauchbar sind. Bei mehreren Mädchen erlebten wir geradezu Psychosen. Eine veranlaßte zwei Kameradinnen, mit ihr bei Nacht und Nebel zu entweichen, um der Sterilisation zu entgehen. Dies Mädchen war bis dahin still und fügsam gewesen, hat dann tagelang mit Selbstmord gedroht und ist seit der Operation charakterlich bössartig geworden.“³⁷

Tatsächlich stürzt sich eines der Mädchen aus Bethesda – vermutlich aus Verzweiflung über die Unfruchtbarmachung – am 21. Juli 1935 aus dem Fenster, wird mit schweren Verletzungen in das Bopparder Krankenhaus eingeliefert und stirbt an den Folgen des Sturzes.³⁸

Bis Kriegsbeginn werden 79 Mädchen aus Bethesda-St. Martin sterilisiert.³⁹

1935 - 1942

❖ 1935 ❖

Marie Sievers gehört dem „Führerrat“ des Kreises Koblenz der Evangelischen Diakoniegemeinschaft an. In der Diakoniegemeinschaft hatten sich im September 1933 auf Anregung des Evangelischen Diakonievereins und des Kaiserswerther Verbandes die evangelischen Schwesternschaften (mit etwa 50.000 Schwestern) zusammengeschlossen, um innerhalb der „Reichsfachschaft deutscher Schwestern und Pflegerinnen“, einem vom nationalsozialistischen Staat geschaffenen Dachverband, ihre christlich-diakonische Identität zu wahren.

❖ 1936 ❖

Marie Sievers denkt über ihren Rücktritt nach. Unter dem Druck der NS-Entkonfessionalisierungspolitik ist zu befürchten, dass die braunen Machthaber massiv in die Nachfolgefrage eingreifen werden. Es wird daher erwogen, eine Oberin aus den Reihen der Kaiserswerther Diakonissen zu berufen, um Bethesda-St. Martin unter den Schutz des Diakonissenmutterhauses zu stellen. Nach dem Ausscheiden des bisherigen Hausarztes muss auf Verlangen der Behörden ein Arzt ausgewählt werden, der Parteigenosse ist. Die restriktive Steuergesetzgebung bedroht die wirtschaftlichen Existenzgrundlagen der Einrichtung.

❖ 1938 ❖

Am 10. Februar tritt Renata Freiin v. Soden (1894-1963) ihr Amt als neue Oberin an. Sie ist bis dahin als „Hofbeamtin“ auf mehreren Gütern in Pommern, als Leiterin der „Haupt-Saatzucht-Station der Pommerschen Saatzucht GmbH. in Dramburg und als „Generalbevollmächtigte“ für drei landwirtschaftliche Betriebe tätig gewesen. 1937 hat sie sich der Fürsorge zugewendet und ist in das Evangelische Mädchen- und Frauenheim Bretten bei Karlsruhe eingetreten. Die neue Oberin erhält die notwendige politische Unbedenklichkeitserklärung der zuständigen Parteistellen.

❖ 1939 ❖

Der Beginn des Zweiten Weltkriegs bedeutet auch für die Arbeit Bethesdas einen tiefen Einschnitt.

❖ 1941 / 42 ❖

Der Personalmangel entwickelt sich zu einem gravierenden Problem. Viele Mitarbeiter wechseln zu kommunalen oder staatlichen Einrichtungen, wo bessere Arbeitsbedingungen geboten werden. Der Personalschlüssel verschlechtert sich zusehends. Mitte 1941 gehören von 32 Angestellten nur sechs nicht der NSDAP, der NSV, der NS-Frauenschaft oder der Deutschen Arbeitsfront an – die Oberin ist Mitglied der NSV. Die Zahl der zugewiesenen Fürsorgeerziehungszöglinge nimmt ständig zu, doch gibt es angesichts der angespannten Arbeitsmarktsituation auch offene Stellen, so dass viele



Mädchen aus der Anstalt entlassen werden können. Bethesda nimmt vorwiegend „Schwererziehbare“ und „erblich geringwertige“ Mädchen auf. Vorübergehend sorgen Einquartierungen von Soldaten und Flüchtlingen aus dem Saarland für Unruhe im Haus.

❖ 1943 ❖

Konflikte der Oberin mit einzelnen Schwestern, schließlich auch mit dem Vorstand, aus dessen Reihen kritisiert wird, die Oberin leide an „freiherrlicher Impertinenz“. ⁴⁰ Unge-
wöhnlich hoch ist die Quote der „Ausreißerinnen“. Selbst Landesrat Walther Hecker, Leiter der Fürsorgeerziehungsbehörde, der mit dem Landeshauptmann die Einrichtung besucht, stellt „fehlende christliche Liebe und Nähe“ fest. „Die Mädchen hätten wie auf dem Kasernenhof in strammer Haltung mit unbeweglichen Gesichtern gestanden“. Landeshauptmann Heinz Haake (1892-1945) hingegen, der mit konfessionellen An-
stalten nichts im Sinn hat, äußert sich „außerordentlich befriedigt [...] über den Ein-
druck von dieser energischen Oberin, die offenbar Zucht unter der Gesellschaft hätte und sicher genau wüßte, was sie wollte“. ⁴¹

❖ 1944 ❖

Von November an wird in Bethesda-St. Martin im Auftrag der Polizei für „Ost-
arbeiter“ gekocht. ⁴²

❖ 1945 ❖

Am 11. März kündigt ein Militärarzt an, St. Martin werde als Kriegslazarett beschlagnahmt. Auf den Einwand, dass man nicht wisse, wo die 140 hier unter-
gebrachten Mädchen hin sollten, ant-
wortet er, „solch minderwertige Elemente hätten kein Recht mehr auf ein warmes Zimmer und ein Bett, die gehörten kaserniert“. ⁴³ Die Beschlagnahme kommt nicht zustande. Boppard liegt unter Ar-
tilleriebeschuss, die Bewohnerinnen von Bethesda-St. Martin suchen in den Kellern Schutz. Am 14. März entweichen mehrere Mädchen. Am 15. März zieht eine SS-Ein-
heit in das Schweizerhaus, die aber in der Nacht vom 16. auf den 17. März Hals über Kopf wieder abzieht. Tags darauf marschieren amerikanische Truppen ein.



Über die Zwangssterilisation

...im Nationalsozialismus und die Anstalt Bethesda in Boppard.

Von Dr. Uwe Kaminsky

Sittlichkeit und Zwangssterilisation

Ende der Weimarer Republik stand die Fürsorgeerziehung insgesamt im Zeichen der Krise der öffentlichen Wohlfahrtspflege. Ganz besonders traf diese „Krise“ die „teure“ Form der geschlossenen Anstaltsfürsorge. Die Kosten tragende Provinzialverwaltung bevorzugte immer mehr die offene Form der Familienerziehung. Dies geschah zum Missfallen der evangelischen Anstaltsverantwortlichen, insbesondere jener, die im Bereich der Gefährdetenfürsorge tätig waren. In Heimen für weibliche Schülertklassen wurde viel Wert auf sexuelle Sittlichkeitserziehung gelegt. Die „Entsittlichung“ einer liberalen Öffentlichkeit ließ die geschlossene Anstaltsfürsorge den dort Tätigen als Bollwerk gegen die unchristliche und feindliche Welt erscheinen. Dies verstärkte ein Zufluchtnehmen zu traditioneller Autoritätspädagogik, die als Symbol für gesellschaftliche Ordnung angesehen wurde. Die Verschiebung zu offeneren Formen wie der Familienerziehung, der Freiwilligen Erziehungshilfe oder zu halboffenen Heimgruppen wurde entsprechend skeptisch begleitet.

Diese konservative Skepsis trifft anfänglich auch das eher kritisch betrachtete „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ vom 14. Juli 1933. Es sieht die auch zwangsweise Sterilisation von Menschen mit vermeintlichen Erbkrankheiten oder schweren Alkoholikern vor. Im Bereich der Fürsorgeerziehung wird der „angeborene Schwachsinn“ zur hauptsächlichen Diagnose, die zur Unfruchtbarmachung führt.

Marie Sievers schrieb im Januar 1934:

„Über das Gesetz stand ja genug in allen Zeitungen und in den wichtigsten Fachzeitschriften, die die Schwestern lesen. Da ist es natürlich nicht ausgeblieben, daß die Mädchen ihre Fragen stellten und daß man ihnen da in der rechten Weise die Aufklärung gab.

Zunächst scheint mir, daß die minderwertigen Dirnennaturen sich über dieses Gesetz freuen. Andere wieder sehen es als eine Ungerechtigkeit an. Eines unserer Mädchen, das mehrfach schon gonorrhoekrank war, äußerte sich: „Wenn ich jetzt nochmal krank werde, dann lasse ich mich sterilisieren.“ (...) Jedenfalls müssen wir unter allen Umständen zu verhindern suchen, dass während der Heimerziehung eine derartige Operation vorgenommen wird. Es würde dieses eine neue Belastung und Diffamierung der Fürsorgeerziehung bedeuten. (...)

Doch halte ich unser niederes Volk in seiner moralischen Auffassung noch für so minderwertig, dass sie sich dieses Gesetz gern zu ihrem Vorteil auslegen möchten und



dadurch in ihrem ethischen Empfinden weiter geschädigt werden. Und das ist doch auch recht bedenklich. Für sittlich höher stehende Menschen mit Verantwortungsgefühl und wirklichem Verständnis für die Eugenik ist das Gesetz eine Hilfe; für das niedere Volk, wie es heute noch ist, bedeutet es wieder eine Schwächung des Verantwortungsgefühls.“⁴⁴

Folgen der Zwangssterilisation

Insbesondere in den Jahren 1934 bis 1936 waren die Zahlen der zur Sterilisation angezeigten Mädchen in Boppard und anderen Heimen sehr hoch, da die Heime und der besichtigende Landespsychiater eine systematische Prüfung der vorhandenen Fürsorgeerziehungszöglinge auf vermeintliche Erbkrankheiten und „Fortpflanzungsgefährlichkeit“ durchführten.

Das Erziehungsheim Bethesda in Boppard konnte sich offenbar nicht mit der Frage nach der „Fortpflanzungsgefahr“ anfreunden und gab teilweise recht ausführliche individuelle Charakterisierungen der 39 als „erbschwachsinnig“ bezeichneten Fälle. Dabei wurden „geistige und moralische Minderwertigkeit“, „Triebhaftigkeit“, „Erziehungsschwierigkeit“, „Charakterschwäche“, „schmutzige Phantasie“ etc. als negative Beschreibungen benutzt, wenngleich nur in einem einzigen Fall „Fortpflanzungsgefährlichkeit“ betont wurde. Ab 1937 sanken die Zahlen der Sterilisierungsfälle, da nur noch Neuaufnahmen sich betroffen sahen. Zudem wurde die Gesetzesauslegung aufgrund innerparteilicher Rivalitäten und des zunehmenden Widerstandes der Betroffenen gegen die diskriminierende Behandlung der „Erbkranken“ vorsichtiger. Ärzte der Einrichtungen und Anstalten diagnostizierten daraufhin wesentlich vorsichtiger, was besonders die Diagnose „angeborener Schwachsinn“ betraf, wonach besonders die Fürsorgezöglinge angezeigt wurden. Auch Gerichte urteilten zurückhaltender. So war in Bethesda 1935/36 jedes fünfte Mädchen von einem Sterilisationsverfahren betroffen, wohingegen 1938/39 nur noch jedes zwanzigste damit zu tun hatte.⁴⁵

Bis zum März 1939 war die Zahl der Sterilisationsanzeigen an Zöglingen in der Fürsorgeerziehung in der Rheinprovinz auf 2866 gestiegen, wobei in 1236 Fällen ein Sterilisationsbeschluß erfolgte⁴⁶. Das heißt, dass jeder 7. Fürsorgeerziehungszögling von einer Anzeige zur Sterilisation betroffen war und jeder 17. eine Sterilisationsoperation über sich ergehen lassen mußte.

Sterilisationen nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (vom 14.7.1933) an Zöglingen der Anstalt Bethesda/Boppard

bis Oktober 1936	bis Oktober 1937	bis Oktober 1938	bis Oktober 1939
56	67	77	79

Nachgehende Fürsorge

Im Dezember 1935 wurde ein Eheverbot für Sterilisierte verfügt, die fortan keine „erbgesunden“ Partner mehr heiraten durften. Dies traf viele junge Frauen besonders hart, denen man ihr Widerstreben gegen die Zwangssterilisation damit ausgedreht hatte, dass der Verzicht auf Nachkommen keinen Verzicht auf Ehe bedeuten sollte.

Ein Einzelfall aus dem Fürsorgeerziehungsheim Bethesda in Boppard, der im Herbst 1936 der Fürsorgeerziehungsbehörde beschrieben wurde, illustriert dies:

„Gerta T. stand 2 Monate unter Beobachtung. Es lagen 7 Monate zwischen der Anzeige und der Ausführung der Sterilisierung. Gerta wurde einen Monat nach der Sterilisierung zur Mutter nach Köln entlassen. Sie sowohl wie die Mutter waren sehr gegen die Sterilisation. Die Mutter erhob Einspruch. Gerta war vor und nach der Sterilisierung in einer ständigen psychischen Aufregung und Depression. Als sie nach Hause entlassen war, stellten sich erst größte Schwierigkeiten heraus, als ihr klar wurde, daß sie nicht heiraten dürfte. Sie hatte einen jungen Mann, der ihr durch die Jahre hindurch treu geblieben war, und der, wie wir erfuhren, sich hatte sterilisieren lassen wollen, worauf das Erbgesundheitsgericht nicht eingegangen war. Gerta hält nun in keiner Stelle aus und wird m.E. später mit dem Mann zusammenziehen. Sie hatte einen ausgeprägten mütterlichen Instinkt und hatte besonders Kinder sehr lieb.“ [Hervorhebungen im Original; U.K.]⁴⁷

Außer durch eine nachgehende Fürsorge für die Sterilisierten im Heim, die auf Sekundärtugenden wie „Fleiß und Treue“ abhob, sollte für geeignet befundene Betroffene auch durch eine „Ehevermittlung“ für Sterilisierte geholfen werden. Für die Ungeeigneten blieb nur die Bewahrung in einem Heim und somit die dauerhafte Ausgrenzung aus der Gesellschaft.





Chronologie des Klostergebäudes

...St. Martin in Boppard

(Die Daten der Zeit vor 1800 entstammen dem Werk: Die Kunstdenkmäler des Rhein-Hunsrück-Kreises, Teil 2.1., Stadt Boppard, München 1988, S. 322-323)

Die neben einem fränkischen Gräberfeld stromaufwärts vor Boppard gelegene Martinskapelle geht in ihren Anfängen wohl auf ein fränkisches Königsgut zurück.

❖ 911 ❖

Der spätere König Konrad schenkt die Kapelle mit dem zugehörigen Hof an das Kölner St. Ursulastift.

❖ 1280 ❖

Wiederherstellung der baufällig gewordenen Kapelle.

❖ 1290 ❖

Ablassprivilegien für den neu geweihten Altar in St. Martin. Weitere Privilegien folgen 1457 und 1502. Als Folge hiervon und im Zusammenhang mit bei den Bauarbeiten aufgefundenen Gebeinen, die man für Märtyrerreliquien hält, entwickelt sich St. Martin zur Wallfahrtsstätte.

❖ 1425 ❖

Erste Erwähnung einer Beginenklausur bei St. Martin. Wenig später Annahme der Dritten Regel des Heiligen Franziskus.

❖ 1489 ❖

Anschluss an die Besselicher Klosterreform. Errichtung einer strengen Klausur.

❖ 1635-1646 ❖

Besetzung des Martinsklosters durch schwedische, schottische sowie französische und weimarische Truppen.

❖ 1661 ❖

Der bis dahin stockende Wiederaufbau wird von Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels und seiner Gemahlin Marie Eleonore unterstützt. Neubau des Klosters und Neuausstattung der Kirche.

❖ 1671 ❖

Bau des sogenannten Fürstenhauses im Osten des Südflügels als Wohnsitz der Landgräfin (1803 vernichtet).

❖ 1706 ❖

Erneuerungsarbeiten an der Kirche: neues Holzlehmgewölbe, Neuanlage von Fußboden und Treppe.

❖ 1709 ❖

Lieferung einer neuen Glocke aus Ehrenbreitstein.

❖ 1726 ❖

Erneuerung des Klostergebäudes durch Stiftung von Landgraf Wilhelm von Hessen-Rheinfels.

❖ 1764 ❖

Wiederherstellung des Fürstenhauses.

❖ 1765 ❖

Niederlegung der alten Kirche auf Anordnung des Landgrafen Konstantin und Neubau, der 1768 eingeweiht wird.

❖ 1794 ❖

Plünderung des Klosters während der französischen Besatzung und zeitweilige Nutzung als Lazarett.

❖ 1803 ❖

Auflösung des Konvents, Verschleuderung des verbliebenen Inventars. Brand des Süd- und Ostflügels sowie des Fürstenhauses.

❖ 1804 ❖

Verkauf des Klosters und der Kirche an Georg Mallmann für 12 000 Franken. Abbruch des Fürstenhauses, Einrichtung einer Gastwirtschaft mit Brauerei und Kegelbahnen in den übrigen Gebäuden. Die Zellen in dem zum Rhein gelegenen Gebäudeflügel werden zu Pferdeställen.

❖ 1833 ❖

Baron von Herzelee erwirbt das Anwesen, lässt umfangreiche Umbauten durchführen und richtet eine Stärkefabrik ein.

❖ 1838 ❖

Verkauf des Klostergebäudes an Dr. Joseph Schmitz, den Inhaber der Wasserheilanstalt auf dem Marienberg bei Boppard. Sanierung des Klostergebäudes.

❖ 1847 ❖

Verkauf des Klostergebäudes an den Japanforscher Franz von Siebold.



❖ 1852 ❖

Besuch König Friedrich Wilhelms IV. im Klostergebäude. Verkauf des Klostergebäudes an den preußischen Staat mit dem Ziel der Einrichtung einer Erziehungsanstalt für kriminelle Jugendliche gemäß § 42 Preuß. StGB von 1851.

❖ 1855 - 1857 ❖

Vorübergehende Nutzung des Klostergebäudes durch das Magdalenenasyl Bethesda.

❖ 1857 ❖

Eröffnung der staatlichen „Detentions- und Besserungs-Anstalt für jugendliche Korrigenden evangelischer Konfession“ in St. Martin.

❖ 1858 ❖

Einweihung der St.-Martin-Kapelle nach Renovierung. Orgelweihe.

❖ 1902 ❖

Ausgliederung der Knabenabteilung der Erziehungsanstalt nach Haderhausen/ Westfalen.

❖ 1919 ❖

Besetzung von St. Martin durch französische Truppen. Übernahme der weiblichen Zöglinge nach Bethesda.

❖ 1922 ❖

Offizielle Einstellung der Erziehungsanstalt durch das preußische Volkswohlfahrtsministerium.

❖ 1923 ❖

Verpachtung des Klostergebäudes an das Magdalenenasyl Bethesda.

❖ 1934 ❖

Verkauf des Klostergebäudes an das Magdalenenasyl Bethesda.

Teil II

Zeitzungen





Einleitung

Von Werner Bleidt

Die Festschrift beschreibt die Geschichte der Stiftung und ihre Entwicklung mit ihren Wurzeln in dem Bereich der Jugendhilfe. Gesellschaftliche Veränderungen, hervorgerufen durch die Industrialisierung, schafften Notlagen, insbesondere für Mädchen und junge Frauen, auf die mit der Errichtung von so genannten Asylen oder Zufluchtstätten reagiert wurde. Die Erziehungsziele, die Erziehungsmethoden und die Lebensumstände in den Anstalten und dies gilt eben auch für das Fürsorgeerziehungsheim Bethesda-St. Martin, unterlagen einem stetigen Wandel, ebenso wie sich die gesellschaftlichen, politischen, kirchlichen Werte und Zielvorstellungen veränderten. Eine rechtzeitige Anpassung an die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen war von existentieller Bedeutung für die Institution. Sie erfolgten aus heutiger Sicht manchmal allzu bereitwillig, zum Teil gerieten christliche Grundüberzeugungen in den Hintergrund. Eine offenbar unausweichliche Krise ergab sich mit der Reform der Jugendhilfe in den 70iger Jahren des 20. Jahrhunderts. Ausgehend von politischen Unruhen Ende der 60iger Jahre erfuhr die Jugendhilfe eine gänzlich andere Ausrichtung. Die Heimerziehung geriet ins Kreuzfeuer der Kritik und es wurden mehr und mehr Alternativen entwickelt, die in der Folge zu erheblichen Belegungsproblemen in der Stiftung Bethesda-St. Martin führten. Parallel zu dieser Entwicklung erschloss sich die Stiftung das Arbeitsfeld der Altenhilfe. Im Januar 1976 wurde das „Alten- und Altenpflegeheim Haus Elisabeth“ in Betrieb genommen. Es bot Platz für 75 Personen. 34 Plätze gehörten einer Pflegestation an und für 41 BewohnerInnen wurden Einzelzimmer mit eigenem Bad und Kochnische angeboten, was damals durchaus als fortschrittlich galt.

Anfangs der 80iger Jahre zeichnete sich ab, dass trotz aller Bemühungen das Konzept der Jugendhilfe zu modernisieren und die Unterkünfte attraktiver zu gestalten, eine Fortführung dieser Arbeit auf Dauer nicht möglich sein würde. Der damalige Verwaltungsrat entschied, sich dem psychiatrischen Arbeitsfeld zu öffnen und den Bereich der Jugendhilfe aufzugeben. Im Jahr 1986 wurde das Wohnheim „Haus Bethesda“ eröffnet. Die Entwicklung des psychiatrischen Arbeitsfeldes wird auf Seite 53 geschildert. Eine Ausweitung der Arbeit im Bereich der Altenhilfe ist zu verzeichnen ab Ende der 90iger Jahre. In rascher Folge wurden Altenheime in Winnigen, Ahrweiler, Neuwied und zuletzt in Höhr-Grenzhausen eröffnet oder in Trägerschaft übernommen. Die neuen Projekte waren zum Teil nicht ausreichend finanziert. Es wurde am Bedarf vorbeigeplant und die Anlaufkosten wurden unterschätzt. Die hierdurch ausgelöste wirtschaftliche Krise erwies sich als existenzbedrohend für die Stiftung insgesamt, so dass im Jahr 2005 eine Insolvenz durch einen von Seiten der Stiftungsaufsicht eingesetzten Sachwalter abgewendet werden musste.

Im Zuge der Expansion war die Stiftung zu einem verwirrenden mit allerlei Tochtergesellschaften versehenen Konzern entwickelt worden. Unter Führung des Sachwalters und eines neu gebildeten Stiftungsrates erfuhr die Stiftung eine Restrukturierung, mit dem Ziel zu Klarheit, Einfachheit und Übersichtlichkeit zurückzufinden.

Zurückgeschaut

Dunkelblaue Kleider mit weißen Kragen in ordentlichen Zweierreihen – so kannte die Bopparder Bevölkerung die Mädchen von St. Martin. So wurden sie sonntags zum Kirchengang geführt, ansonsten bekam das Städtchen vor rund 50 Jahren wenig davon mit, was sich im einstigen Kloster abspielte.



Was tat sich innerhalb der Mauern?

Wie war das, als die Heimerziehung sich öffnete und die Mädchen auch ohne Aufsicht in der Stadt in Erscheinung traten? Wie entwickelte sich die Stiftung von der Heimerziehung hin zu einer anerkannten Einrichtung für psychisch kranke und behinderte Menschen? Was bedeutet das Altenheim Haus Elisabeth für die Bewohner/innen?

Die Stiftung hat Betreute und Betreuer, Verantwortliche in der praktischen Arbeit und in der Leitung befragt. Sie haben in ihren Erinnerungen gekramt und von Erlebnissen und Ereignissen berichtet. In den folgenden Texten finden sich die Erinnerungen eines Heimzöglings genauso wie die ihrer Erzieherin, die Erzählungen eines langjährigen Beschäftigten, einer Altenheimbewohnerin und eines Teilzeitlehrers. Der langjährige Direktor Harald Schwindt kommt ebenso zu Wort wie ein Kuratoriumsmitglied.

Die im Folgenden aufgezeichneten persönlichen Erinnerungen lassen die jüngere Vergangenheit der letzten Jahrzehnte lebendig werden. Sie ergänzen die historische Rückschau, die sich auf Dokumente und Bücher stützt, und machen deutlich, wie das Engagement vieler Menschen dazu beigetragen hat, dass die Stiftung sich neuen Herausforderungen gestellt hat.



Von der Heimerziehung zur Hauswirtschaft

Ursula Jäger hat schwierige Mädchen und psychisch kranke Menschen begleitet.

Von New York nach Boppard – so groß ist der Bogen, den Ursula Jäger in ihrem Berufsleben geschlagen hat. Als ausgebildete Heimerzieherin hatte sie in den Sechzigern lange Jahre in New York gearbeitet. 1981 kam Ursula Jäger, die dann ein Kinderheim der Diakonie im Hunsrück geleitet hatte, nach Boppard, um dort die Gruppenleitung zu übernehmen – quasi „zurück zu den Wurzeln“. Denn als Heimleiterin hatte sie – wie sie sagt – „lange genug damit zu tun, die Erzieher zu motivieren.“

Und so stürzte sie sich wieder in die praktische Arbeit und kümmerte sich um die Mädchen, die meist aus einem schwierigen sozialen Umfeld herausgeholt worden waren, bisweilen kriminell geworden waren und nun dort im Heim wohnten. So wie die 10-Jährige, deren Mutter gestorben war und die bei Verwandten lebte, wo sie als „fünftes Rad am Wagen“ eher geduldet als geliebt, von einem älteren Verwandten missbraucht und schließlich rausgeworfen wurde. Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke bekam sie fast nie. Daher beschaffte sie sich ab und zu eine kleine Freude durch Diebstahl. Oder das Mädchen, dessen Mutter schon im Heim erzogen worden war und das in seinem Heimatort bei den Kasernen aufgegriffen wurde.

Viel Aggressivität entlud sich da manchmal sogar in körperlichen Angriffen. Das konnte für die Erzieherinnen regelrecht bedrohlich werden, zumal, wenn sie im Nachtdienst alleine waren. Ursula Jäger erinnert sich etwa daran, wie die Mädchen einmal den Raum der Erzieher mit Möbeln verbarrikadierten oder sie „mit Orangensaft duschten“.

„Eine schwierige Zeit“, erinnert sich die im Ruhestand Lebende. Die Heime, die wenige Jahre zuvor noch streng geschlossen waren, waren geöffnet worden und hatten den Mädchen bis dahin ungekannte Freiheiten gebracht, mit denen sie erst umzugehen lernen mussten. Die Erziehenden verbrachten damals viel Zeit damit, die Mädchen, die ihre neugewonnenen Freiheiten überstrapazierten, suchen zu gehen und in die Schule zu bringen, sagt Ursula Jäger. Doch sie erinnert sich auch gern an die gelungenen Maßnahmen, die nicht nur den Mädchen, sondern auch ihr selbst Freude machten.

Als sie etwa mit zehn Mädchen eine Radtour an Rhein und Mosel machen wollte, winkten einige der jüngeren Erzieher ab. „Die laufen Ihnen weg“, prophezeiten sie. Ursula Jäger wagte es trotzdem und kehrte mit allen heil wieder zurück. Zwei hatten zwar unterwegs aufgegeben und waren schon nach kurzer Zeit zu Fuß nach Boppard gelaufen. Doch die anderen waren stolz auf ihre großartige Leistung.

Auch das gemeinsame Kochen an den Wochenenden hat sie in guter Erinnerung: „Die jüngeren Erzieher haben das nicht mehr gelernt“. Aber sie selbst hatte Spaß daran und die Mädchen ebenfalls. Dazu kam ein positiver Nebeneffekt. Wenn sie sparsam wirtschafteten, konnten sie etwas von dem Wirtschaftsgeld zurücklegen und sich später von den gesammelten Ersparnissen auf einer Ferientour etwas gönnen.

Mit Ende 40 hat Ursula Jäger noch einmal eine Ausbildung gemacht. Damals ließ sich die gelernte Heimerzieherin als Hauswirtschaftsleiterin ausbilden. Nach nahezu 30 Jahren Arbeit in der Heimerziehung suchte sie noch einmal eine berufliche Neuorientierung. „Ich wollte nicht mit mehr als 60 Jahren noch die Erziehungsarbeit machen, sondern sie Jüngeren überlassen“, sagt sie heute.

Als die Stiftung das Mädchenheim aufgab und in die Arbeit mit psychisch behinderten Menschen einstieg, übernahm Ursula Jäger die Hauswirtschaftsleitung für vier Gruppen. Doch über die Organisation der Küche oder der Wäscherei hinaus fanden auch die neuen Bewohner des Wohnheims der Stiftung in Ursula Jäger eine Gesprächspartnerin und Beraterin. „Wenn ich Schmutzwäsche sortierte, kamen oft Bewohner und erzählten mir ihre Lebensgeschichte“, erinnert sie sich. Und „über den fundamentalen Bereich des Essens“ gelang es ihr oft, Bewohner zu aktivieren, die an Angst oder Antriebschwäche litten.

Noch heute freut sie sich, wenn sie ihren damaligen Schützlingen in der Stadt begegnet. Zur Ruhe gesetzt hat sich Ursula Jäger, die – wie sie sagt – ihre Arbeit „immer auf christlicher Grundlage gemacht hat“, noch nicht ganz. Und auch den Kontakt zur Stiftung hat sie nicht aufgegeben. Heute ist sie im Haus Elisabeth engagiert, wo sie zweimal in der Woche den alten Menschen eine Spielrunde anbietet.



Eine problematische und vielfältige Aufgabe

Pfarrer Harald A. Schwindt führte die Stiftung 13 Jahre lang

13 Jahre – von 1977 bis 1990 – hat Pfarrer Harald A. Schwindt die Geschicke der Stiftung als Direktor geführt und bestimmt. Er folgte Emmi Goetsch nach, die das Mädchenwohnheim seit 1961 geleitet hatte und nach ihrem Ausscheiden 1977 noch zwölf Jahre lang Verwaltungsratsmitglied war.

Nach 17 Jahren Gemeindepfarramt in Bad Kreuznach, wo er auch Synodalbeauftragter für Diakonie war, nahm Schwindt die Herausforderung an, die diese neue Aufgabe für ihn brachte. Gemeinsam mit seiner Ehefrau, die als graduierte Sozialarbeiterin nach dem Heranwachsen der eigenen Kinder auch wieder in den Beruf einsteigen wollte, kam er über Kontakte zur Vorstandsvorsitzenden, Elisabeth Meyer-Bothling, nach Boppard. Während Schwindts Frau die pädagogische Leitung im Jugendheim übernahm, wurde er als Leiter mit einer Fülle verschiedener Tätigkeiten konfrontiert. „Die Vielfalt der Aufgaben war ein besonderer Reiz“, erinnert sich Schwindt bei einem Besuch an seinem Alterssitz in Siegen. In großer Eigenständigkeit konnte er die Leitung gestalten und die Arbeit der Stiftung weiter entwickeln.

Da waren zum einen die Personalangelegenheiten, die in den Arbeitsbereich des Direktors fielen. Die nicht immer leichte Arbeit mit den Mädchen, die aus belasteten Familienverhältnissen kamen und oft kaum beziehungsfähig waren, bewirkte eine hohe Fluktuation beim Personal. Da kam es auf eine glückliche Hand bei der Personalauswahl an. „Wir fanden damals eine gut geschlossene Anstalt vor“, beschreibt Schwindt den Zustand der Heimerziehung bei seinem Amtsantritt. Das entsprach bald nicht mehr den neuesten Erkenntnissen – Lockerungen und Ausgang waren angesagt. Doch nicht jedes der Mädchen konnte damit umgehen – eine schwierige Zeit, die Hausleitung wie Erzieherinnen und Erzieher einiges abverlangte.

Die jüngeren Erzieher, erinnert sich Schwindt, hatten eine ganz andere Ausbildung genossen und arbeiteten konsequent auf mehr Freiheiten für die Zöglinge hin, was aber auch Strafen bei Missbrauch der neugewonnenen Freiheiten bedeutete. „Im Grund war es wie bei den eigenen Kindern“, meint Schwindt, nur alles um einiges schwieriger. Probleme machten vor allem die so genannten „Läufer“ – Mädchen, die immer wieder wegliefen: aus dem Heim oder auch während Freizeiten. Auseinandersetzungen mit und Kritik von Heimaufsicht und Eltern waren die Folgen. Für Schwindt bedeutete das aber auch, sich hinter die Mitarbeitenden zu stellen, die nicht alles verhindern konnten.

Mit der Nachbarschaft gab es keine Probleme, und Betriebe in Boppard beschäftigten die Mädchen als Praktikantinnen. Aber wenn einige Mädchen mal in der Stadt Rabatz machten, hieß es schnell: „Das sind die von Bethesda“.

Besonders am Herzen lag dem Direktor damals die Arbeit in der heimeigenen berufsbildenden Schule, der – wie er noch heute stolz sagt „kleinsten Berufsschule in Rheinland-Pfalz“. Diese bot den Mädchen die Möglichkeit, in einem Sonderberufsschuljahr einen Hauptschulabschluss zu erwerben und damit später auch eine weiterführende Schule zu besuchen – die Voraussetzung, um später auch im Beruf Fuß zu fassen. Die Mädchen wurden vormittags praktisch geschult, etwa in Küche, Schneiderei und Bügelstube, und erhielten nachmittags Unterricht in Sport, Mathematik, Verhaltenskunde, Religion und anderen Fächern.

Diese wichtige Arbeit endete Mitte der 80er Jahre, als der Hauptschulabschluss nur noch in staatlichen Schulen möglich war. Damals vollzog sich auch die bedeutsame Umstrukturierung, die den Abschied von der Heimerziehung und den Einstieg in die Arbeit mit und für psychisch kranke und behinderte Menschen brachte – eine Arbeit, die heute außerordentlich erfolgreich ist und weithin Anerkennung gefunden hat. Die Gärtnerei, die schon immer zur Stiftung gehörte, hatte dabei von Anfang an besondere Bedeutung. „Wir konnten den Menschen Beschäftigung anbieten und boten gleichzeitig der Stadt etwas, in der die Stiftung zu Hause ist“, so Schwindt. Das war der Stand auf dem Wochenmarkt mit Produkten, deren Qualität von den Kunden geschätzt wird – bis heute.



Zeitzeugen

Erinnerungen

„Geborenes Mitglied in einem gutwilligen Verein“

Als „geborenes Mitglied“ wirkte Hans Warnecke in seiner Funktion als Superintendent des Kirchenkreises Koblenz von 1974 bis 1988 im Kuratorium der Stiftung Bethesda-St. Martin mit. Die kirchlichen Verbindungen der Stiftung waren zu dieser Zeit vielfältig. So war Elisabeth Meyer-Bothling auch Mitglied in der Kreissynode und in der Landes-synode. „Meine Rolle als Kuratoriumsmitglied war ziemlich gering“, sagt er bescheiden. Die Kuratoriumssitzungen hätten im übrigen wenig Arbeit gemacht. Sie seien immer gut von Elisabeth Meyer-Bothling vorbereitet und mit dem Direktor Schwindt abge-stimmt gewesen. „Und wir waren ein freundlicher, gutwilliger Verein“, sagt er auch etwas selbstkritisch, der zu vielem nur seine Zustimmung geben musste. Wenn er auch mit der eigentlichen Stiftungsarbeit nur peripher befasst war, erinnert sich Warnecke doch gern daran, dass er einmal alle Bewohner des Altenheims Haus Elisabeth ins Ahrtal eingeladen habe, wo er als Pfarrer in Bad Neuenahr arbeitete. „Und nahezu alle sind gekommen“, freut er sich noch heute.

Man brauchte einen breiten Buckel

Der Konrektor der Bopparder Hauptschule, Ferdinand Benner, hat von 1974 bis 1978 Jahre lang an der privaten Sonderberufsschule von Bethesda-St. Martin nebenamtlich Deutschunterricht erteilt. Er erinnert sich an einen keineswegs einfachen Unterricht. Da war einerseits eine hohe Fluktuation der Schülerinnen. Auf der anderen Seite erlebte er die Mädchen meist sehr lernunwillig. „Sie lernten ja nur, weil sie ihre Berufsschul-pflicht erfüllen mussten. Ihr Interesse am Lehrstoff war ziemlich gering“, erinnert er sich. Das machte dem Lehrer auch die Benotung der Leistungen nicht leicht. Sein Fazit aus dieser Zeit: „Man brauchte einen breiten Buckel.“

Ein Bilderbuchgarten

...mit Kieswegen im Fischgrätmuster.

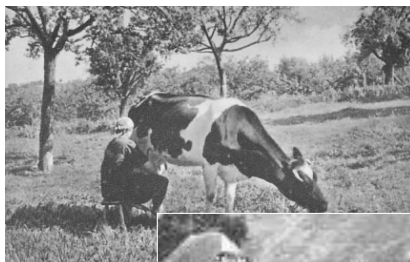
Gärtner Werner Friesenhahn kennt den Garten von St. Martin seit seiner Kindheit.

Sonntagmorgens zogen sie zur Kirche, ordentlich in Zweierreihen, gekleidet in dunkelblaue Kleider mit weißen Kragen und weißen Manschetten, begleitet von zwei Erzieherinnen. „Wie eine Prozession“, erinnert sich Werner Friesenhahn. Der damals 12-Jährige wohnte in den fünfziger Jahren mit seinen Eltern in der Gymnasialstraße, in enger Nachbarschaft zu St. Martin. Die ordentlich gekleideten und wohl bewachten Mädchen waren die Zöglinge von St. Martin, die sonntags zum Kirchgang ausgeführt wurden, aber sonst kaum im Ortsbild in Erscheinung traten.

Ab und zu bekam der kleine Junge sogar einen Einblick ins Innere des Mädchenheims. Auf dem Pferdewagen, der den Koks für die Heizung in St. Martin lieferte, durfte er mitfahren. Er erinnert sich an die Stallungen, wo Milchvieh und Schweine gehalten wurden, und an Schafe auf den Uferwiesen. St. Martin war „unten“, aber es gab auch noch ein „oben“ der Stiftung: Bethesda lag auf dem Berg, wo heute die Altenpflegeeinrichtung Haus Elisabeth steht. Die Mädchen waren nach Altersgruppen aufgeteilt in den beiden Häusern untergebracht.

Auch während seiner Lehre als Gärtner kam Werner Friesenhahn in Kontakt mit den Mädchenheimen der Stiftung. Sein Lehrbetrieb zog in seinen Gewächshäusern die Pflänzchen für die Stiftungsgärten. Im Gegenzug durften die Gärtner – wenn etwa größere Beerdigungen anstanden – dort Schnittblumen und Tannengrün holen. „Ein Bilderbuchgarten“, erinnert sich der Gärtner heute.

Die Pflege erfolgte ausschließlich per Hand, es gab weder Maschinen noch Gartenschläuche. „Wir haben genug Mädchen und noch mehr Gießkannen“, hieß es, wenn es etwa ans Umgraben ging. Am Abend zuvor wurden die vollen Gießkannen mit einem Bollerwagen herbeigeht und das Erdreich gewässert, damit bis zu 18 Mädchen es am nächsten Tag leichter hatten bei den schweren Erdarbeiten. Diese Arbeit galt nicht etwa als Strafe, sondern der Garten war für die Mädchen ein „Vorzugsbetrieb“.



Zeitzeugen



„So kamen sie wenigstens einmal an die Luft“, sagt Friesenhahn und erzählt, dass zu dieser Zeit die Pforte noch selbstverständlich verschlossen und die Fenster bis in den zweiten Stock hinauf vergittert waren.

Samstags wurde dann aufgeräumt. Das bedeutete auch, dass alle Wege geharkt wurden – und zwar im Fischgrätmuster.

Als Werner Friesenhahn 1973 als Gärtner nach St. Martin kam, standen zwei Ziele für die Gärtnerei im Mittelpunkt. Zum einen sollte der Garten zur Selbstversorgung beitragen. Zum anderen sollten die Mädchen mit Gartenarbeit beschäftigt werden. Keine einfache Aufgabe für den Gärtner, war es doch die Zeit, als die Heime sich öffneten und die Zöglinge durchaus nicht einfach zu betreuen waren.

Werner Friesenhahn hat auch 1986 die Umstrukturierung der Stiftung hin zu einer Einrichtung für psychisch kranke und behinderte Menschen mitgemacht. Wurden diese neuen Bewohner und Betreuten zunächst nur im Rahmen einer Arbeitsgruppe beschäftigt, brachte die Gründung der Rheinwerkstatt einen Stamm von festen Arbeitskräften für den Garten. Seitdem gibt es einmal pro Woche einen Verkaufsstand der Rheinwerkstatt auf dem Bopparder Markt, der mit gutem Umsatz Gemüse verkauft. Nach dem derzeit begonnenen Umbau auf dem Gelände von St. Martin soll es künftig auf dem Gelände auch einen Hofladen geben.

Der Gartenbau wird übrigens heute weitgehend nach biologischen Gesichtspunkten, ohne Kunstdünger und chemische Schädlingsbekämpfung abgewickelt. Einen Teil der Grünabfälle verwerten die 150 Hühner, die im Freiland gehalten und bei Feierabend eingesperrt werden.



Im Vergleich zum Umgang mit den Zöglingen des Mädchenheims empfindet Friesenhahn die Arbeit mit den psychisch kranken Menschen als leichter. „Die Mädchen waren doch oft recht frech und widerspenstig“, erinnert er sich. Auf die krankheitsbedingten Schwankungen in der Arbeitsleistung der psychisch kranken Menschen hat der Gärtner sich eingestellt. Längst bietet die Gartentruppe auch private Gartenpflege an. Für diese Arbeit braucht

Werner Friesenhahn arbeitsfähige und bewegliche Kräfte. Dennoch nimmt er auch Leute mit, die nicht so leistungsfähig sind, aber gerne dabei sein wollen. „Deren Arbeit wird dann nicht in Rechnung gestellt“, versichert er.

Längst ist Friesenhahn nicht mehr nur Gärtner, sondern auch einfühlsamer Betreuer seiner „Truppe“. Bei Fortbildungen hat er sich das nötige Know How angeeignet und

auch viel von den Besprechungen in den Teamsitzungen profitiert, an denen er teilnimmt. Die Arbeit verteilt er nach Leistungsfähigkeit und Tagesform, und wenn einer am liebsten nur Schubkarren fährt, dann findet sich auch für den eine Arbeit.

Das Trinkgeld, das private Auftraggeber gern geben, kommt übrigens in einen Gemeinschaftstopf. Bei einer gemeinsamen Winterwanderung zum Beispiel wird das Geld „auf den Kopf gehauen“. Dann grillt die Truppe im Freien und trinkt „Glühsaft“ – nach Friesenhahns eigenem Spezialrezept, denn Alkohol ist tabu.



Zeitzeugen



Mit 85 Jahren fit am Computer

Heimbeiratsvorsitzende Klara Ahlfänger fühlt sich rundum wohl im Haus Elisabeth.

„Man muss manches Alte loslassen, damit man Platz für das Neue hat“ – ein kluger Satz, den Klara Ahlfänger da sagt. Die 85-Jährige setzt diese Maxime in ihrem eigenen Leben immer noch konsequent um. So hat die ehemalige kaufmännische Angestellte noch im hohen Alter gelernt, mit dem Computer umzugehen. „Ich habe nie gesagt, das kann ich nicht“ – ein weiteres Prinzip, das Klara Ahlfänger in ihrem Leben begleitet hat. Nützlich ist ihr bei der Arbeit am elektronischen Rechner, dass sie das Zehn-Finger-System bereits mit 15 Jahren gelernt hat. Sie surft auch im Internet und korrespondiert mit ihrer Nichte per E-Mail.

Den Computer, an dem sie arbeitet, hat ihr das Haus Elisabeth zur Verfügung gestellt. Denn im Altenheim der Stiftung Bethesda-St. Martin lebt Klara Ahlfänger und ist dort Vorsitzende des Heimbeirats. Und diese Aufgabe ist für die alte Dame keineswegs nur ein Titel. Sie engagiert sich für die Interessen der Bewohnerinnen und Bewohner genauso wie für die der Mitarbeitenden im Haus. Denn der Heimbeirat muss zu allen wichtigen Fragen gehört werden, auch wenn er kein Mitbestimmungsrecht hat. „Zu den im Haus umgesetzten Arbeitszeitveränderungen sind wir aber nicht gehört worden“, beklagt sie und macht damit deutlich, wie wach und kompetent sie alles verfolgt, was für ihre Aufgabe von Interesse sein könnte.

Als sie 1989 ins Haus Elisabeth einzog, hatte sie das sorgfältig geplant. Nach langen Jahren, in denen sie ihre alte Mutter und später ihren kranken Ehemann gepflegt hatte, verließ sie ihre Heimatstadt Duisburg. Sie wollte näher bei ihrer Nichte sein, die im Hunsrück lebt. Die Wahl fiel aufs Haus Elisabeth. Und noch heute gilt für Klara Ahlfänger: „Ich habe diese Entscheidung selbst getroffen und fühlte mich nie abgeschoben“.

Zwar kann sie heute nicht mehr zum Schwimmen nach Lahnstein fahren. Aber das Sportabzeichen, dass sie damals machte, erinnert sie an die Zeit, als sie mit sportlichem Schritt in die Stadt lief, um dort an der Volkshochschule Englisch zu lernen. Unterwegs ist sie aber immer noch – mit dem Finger auf der Landkarte. „Ich verreise mit dem Atlas“, sagt sie vergnügt. Wenn sie schon nicht mehr aus dem Haus gehen kann, so will sie doch wissen, wo all die schönen Orte liegen, die sie im Fernsehen sieht oder von denen sie im Radio hört und in der Zeitung liest.

Ihr Vergnügen ist es auch, täglich im Wintergarten des Hauses zum Kaffeetrinken zu gehen und dort andere Bewohnerinnen und Bewohner zu treffen. „Ich liebe es, mit Menschen umzugehen“, sagt sie. Und da schließt sie neben den Mitbewohnern auch

die Pflegekräfte oder den kleinen Sohn der Hauswirtschaftsleiterin ein, der sich bisweilen zu ihr an den Computer setzte.

Wenn Klara Ahlfänger von den vielen Menschen erzählt, die sie im Haus Elisabeth kennen gelernt hat, und von Veranstaltungen und Festen schwärmt, die im großen Gemeinschaftsraum stattfinden, dann glaubt man ihr, wenn sie sagt: „Ich habe es keinen Tag bereut.“

Vom schwierigen Zögling zur Altenpflegerin

Nicole Kramer hat nach ihrem Heimaufenthalt den Absprung geschafft.

Drei Jahre ihres Lebens hat Nicole Kramer im Jugendheim der Stiftung Bethesda-St. Martin verbracht. Heimerziehung – das ist für viele Menschen eine Erfahrung die sie lieber für sich behalten. Doch die heute 35-jährige geht offen damit um.

Mit sechs Jahren war sie von ihren Großeltern, die sie mit Liebe und Strenge erzogen hatten, weggeholt worden und hatte von da an viel Negatives erfahren. „Ich war oft allein, wurde viel und heftig geschlagen.“ Wechselnde Pflegefamilien und die Weigerung der leiblichen Mutter, sie zu sich zu nehmen ließen das Mädchen kein Vertrauen in die Umwelt aufbauen. Als sie sich einmal ungerecht behandelt fühlte, entlud sich der ganze Zorn darin, dass sie ihr Zimmer verwüstete und davonlief. Als sie wieder aufgegriffen wurde, kam sie ins Jugendheim der Stiftung nach Boppard.

Im Gegensatz zu vielen Mädchen, die das Heim als Einschränkung ihrer bis dahin genutzten und auch ausgenutzten Freiheiten empfanden, fielen für Nicole in Boppard



erst einmal viele Schranken. „In St. Martin bekam ich plötzlich Taschengeld, durfte ausgehen und war mit anderen Gleichaltrigen zusammen.“ Das überforderte die damals 12-jährige offenbar. Immer öfter schlug sie über die Stränge, ließ sich Gemeinheiten einfallen, mit denen sie die Erzieherinnen ärgerte – auch um sich gegen größere und damit dominante Mitzöglinge durchzusetzen.

In der Rückschau beschönigt sie nichts. „Wir waren ganz schön schlimm, und ich habe ein schlechtes Gewissen, dass ich die Erzieherinnen damals so geärgert habe.“ Eigentlich sei die Heimerzieherin „viel zu gut und zu lieb“ gewesen für die Mädchen, die die reinsten Rabauken waren.

„Ich bin völlig abgedreht“ sagt Nicole Kramer heute selbstkritisch und schildert einiges, was sicher nicht mehr unter die Kategorie „Kinderstreiche“ eingeordnet werden kann. Eingetretene Türen, kalte Wassergüsse für die Erzieherinnen und Weglaufen – das waren die Mittel, Grenzen auszuloten und immer wieder zu überschreiten.

Auch in der Schule tat sie sich nicht durch gutes Betragen hervor. Das ging so weit, dass gegen sie eine Zeit lang Schulverbot verhängt wurde und ein Privatlehrer sie unterrichten musste. Und doch sagt die junge Frau, die heute selbst vier Kinder hat, im Rückblick: „Im Nachhinein war es eine gute Erfahrung.“ Sie erinnert sich eben auch an gemeinsame Feiern, an Schwimmen und Sport, an Urlaubsreisen und an das gemeinsame Kochen an den Wochenenden.

Als Glücksfall empfindet sie heute, dass sie ihren späteren Mann kennen- und lieben lernte. Zwar war sie damals erst 13 Jahre alt, doch war er für sie so etwas wie ein Anker, der sie daran hinderte, völlig abzudrehen. Die beiden heirateten, als Nicole 17 Jahre alt war und bekamen vier gemeinsame Kinder. Für Nicole Kramer war es wichtig, ihren Kindern ein Zuhause zu geben, wie sie es selbst nur allzukurze Zeit bei ihren Großeltern erfahren hatte. Vor allem die beiden Töchter sollten „starke Mädchen“ werden, die ihren Weg gehen. Dass ihre ältere Tochter Heimpädagogin werden möchte und bereits ein Praktikum in dieser Richtung absolviert hat, macht sie stolz.

Teil III

Zeit-hier



und heute



Vorgeschichte der Behindertenarbeit

Der Deutsche Bundestag erteilte 1971 den Auftrag, eine Kommission zur Erarbeitung einer Enquete über die Reform der Psychiatrie einzusetzen. Der Bericht wurde dem Deutschen Bundestag am 25.11.1975 vorgelegt und offenbarte katastrophale Zustände in der Versorgung und Behandlung psychisch kranker und behinderter Menschen in Deutschland.

Die Expertenkommission formulierte aus dieser Beschreibung heraus Grundprinzipien für eine künftige Gestaltung eines psychiatrischen Versorgungssystems. So wurde u.a. empfohlen, den bestehenden Mängeln durch den Aufbau eines gemeindenahen dezentralen Versorgungssystems zu begegnen und den Aufbau ambulanter und die Krankenhausbehandlung ergänzender Betreuungs- und Behandlungsmöglichkeiten einzuleiten.

Im Land Rheinland-Pfalz fanden die Ergebnisse der Expertenkommission ihren Niederschlag in einem eigenen Landesgesetz, das allerdings erst zum 1.1.1996 in Kraft gesetzt wurde. Die sog. Psychiatrie Enquete und auch das Landespsychiatriegesetz haben die Entwicklung der Versorgungslandschaft in Rheinland-Pfalz maßgeblich bestimmt.

Seitens der Stiftung beschäftigte man sich unter Leitung der damaligen Vorsitzenden der Stiftungsgremien, Frau Elisabeth Meyer-Botling, schon in den frühen 80er Jahren mit der Frage, sich einem neuen, dem psychiatrischen Aufgabengebiet, zu öffnen. Es wurde entschieden, die Trägerschaft für ein psychiatrisches Wohnheim in Boppard zu übernehmen, das Aufnahme bieten sollte für die Patienten der großen Landesnervenkliniken in Andernach oder in Alzey. Die ersten 6 erwachsenen, psychiatrisch erkrankten Menschen zogen am 17.2.1986 in das Wohnheim „Haus Bethesda“ ein. Die feierliche Eröffnung fand im Beisein der damaligen Sozialministerin, Frau Ursula Hansen, am 4. August 1986 statt.

Dieses Datum kennzeichnet den Beginn der psychiatrischen Betreuungsarbeit in Trägerschaft der Stiftung. Den Vorgaben der Enquetekommission und des Landesgesetzes folgend entstanden eine Reihe Betreuungs- und Hilfsangebote in den Bereichen Wohnen, Freizeit, Arbeit und Beratung. Am Hilfebedarf der kranken und behinderten Menschen orientiert, entstanden mit Hilfe und Unterstützung des Landes Rheinland-Pfalz und der betreffenden Kommunalverwaltungen Angebote und Dienste in dezentraler Form im Rhein-Hunsrück-Kreis, im Landkreis Cochem-Zell und in der Versorgungsregion Koblenz und Mayen-Koblenz.

Schon früh wurde auch die Bedeutung des Themas „Arbeit“ für das Gelingen einer gesellschaftlichen Eingliederung von Menschen mit Behinderungen erkannt. So konnte

Zeit -

die Trägerschaft einer neu zu gründenden Werkstatt für behinderte Menschen, der Rheinwerkstatt Boppard, übernommen werden, für die ein neues Gebäude auf dem Stiftungsgelände in Boppard im Jahr 2006 fertig gestellt wurde.

Als besonderes Datum ist auch die Gründung der Firma BEST gGmbH im Jahr 1992 zu erwähnen. Sie gilt – inzwischen auf der Grundlage des SGB IX – als eine der ältesten und bedeutendsten Integrationsfirmen in Rheinland-Pfalz.

Psychische Krankheit muss nicht Ausgrenzung bedeuten

Bei BEST und Rheinwerkstatt finden auch Schwerbehinderte Arbeit und Erfüllung.

Wenn man eine Chronik der Arbeit mit psychisch kranken und behinderten Menschen in der Stiftung Bethesda-St. Martin betrachtet, so liest man immer wieder: „Eröffnung von“ oder „Anerkennung von“. In der Tat ist die Arbeit schnell vorangeschritten und wurde in kurzer Zeit stark ausgeweitet, seit am 17. Februar 1986 die ersten sieben Bewohner einzogen und die ersten vier Sozialarbeiter ihre Arbeit antraten. Noch im gleichen Jahr wurden zwei weitere Wohngruppen eingerichtet, und von da an verging kaum ein Jahr, in dem nicht ein neuer Arbeitsbereich, Außenstellen oder Neubauten einzuweihen waren.

Heute leben rund 600 Menschen in Wohnheimen und Wohngruppen der Stiftung; finden Betreuung, Beratung und strukturierende Hilfen in Gemeindepsychiatrischen Zentren und Kontakt- und Informationsstellen, werden berufsbegleitend von Fachdiensten betreut oder arbeiten in der Werkstatt für behinderte Menschen und der Firma BEST gGmbH.

„Der Bedarf war groß“, erinnert sich Werner Bleidt, der 1986 zur Stiftung kam („ein tüchtiger junger Mann“, so der damalige Direktor Harald Schwindt) und heute den Bereich Psychiatrische Dienste und Behindertenhilfe gGmbH leitet. Die Psychiatrie-Enquête der damaligen Bundesregierung hatte damals ein wichtiges Reformziel in der

hier und heute



psychiatrischen Versorgung formuliert. Psychisch kranke Menschen sollten künftig die therapeutischen Hilfen und Lebensbedingungen erhalten, die sie benötigten, um in ihrem Heimatkreis bzw. ihrer Heimatstadt auf Dauer integriert leben zu können. Denn diese kranken Menschen lebten damals noch „unter katastrophalen Umständen in den Landespsychiatrien und Landeskrankenhäusern“, so Werner Bleidt. Von da an hatte die Entwicklung gemeindenaher Angebote begonnen. Angesichts der seinerzeit schwachen Versorgung dieser Klientel in Rheinland-Pfalz war die Stiftung eine von den Einrichtungen, die früh begannen, entsprechende Angebote zu konzipieren und umzusetzen.

„In vielem war die Stiftung unter den ersten Anbietern“, sagt Werner Bleidt. So war zum Beispiel die Kontakt- und Informationsstelle in Koblenz die erste, die Tagesstätte in Koblenz die zweite ihrer Art in Rheinland-Pfalz. Mit der Firma BEST gGmbH schließlich wurde etwas ganz Neues geschaffen. 130 Menschen mit unterschiedlich schweren gesundheitlichen Einschränkungen bieten dort ihre Dienste etwa als Tischler oder Gebäudereiniger, in einer Wäscherei, an einer Tankstelle und mehreren Kiosken oder im Garten- und Landschaftsbau an. Hier hat sich die Stiftung mit ihrer Arbeit einen Wissens- und Erfahrungsvorsprung erworben, von dem auch andere Träger profitieren konnten.

Man spürt schon ein wenig Stolz bei dem sonst eher zurückhaltenden Diplom-Pädagogen, wenn er von diesem Betrieb erzählt, in dem - dies ist besonders hervorzuheben – zu Tariflöhnen oder tarifgleichen Entgelten gearbeitet wird. Wie das geht? Voraussetzung ist, dass das Krankheitsbild der dort Tätigen nicht zu schwer ist. Sie werden von ihren Vorgesetzten und von Sozialpädagogen betreut, deren Aufgabe es ist, krankheitsbedingte Veränderungen zu erkennen und rechtzeitig zu reagieren. Denn, so betont Bleidt, „wir unterliegen dem Markt. Dem Arbeitgeber ist es egal, wer seinen Auftrag ausführt, aber Qualität, Termin und Preis müssen stimmen.“ Daher machen sich wirtschaftliche Krisen auch bei BEST bemerkbar. Wenn Unternehmen in osteuropäischen Ländern ihre Dienste billiger anbieten, bedeutet das für BEST, dass auch schon mal Betriebsteile stillgelegt werden müssen.

Weniger konjunkturabhängig sind da die Werkstätten für behinderte Menschen der Rheinwerkstatt, wo rund 140 Menschen arbeiten. Die Arbeit unter zurzeit noch beengten Bedingungen im alten Klostergebäude wird übrigens bald ein Ende haben. Der Neubau der Rheinwerkstatt – „ein wichtiges zukunftsweisendes Projekt“ laut Bleidt – soll eine dauerhafte Arbeit in adäquaten Räumen ermöglichen.

Zeit -



hier und heute

Chronologie der Behindertenhilfe

❖ **17.02.1986** ❖

Eröffnung der ersten Wohngruppe (Einzug von 7 Personen) – Wohnheim „Haus Bethesda“

❖ **04.08.1986** ❖

Feier zur Eröffnung des Wohnheimes „Haus Bethesda“ im Beisein von Frau Ministerin Ursula Hansen

❖ **03.04.1989** ❖

Eröffnung der Außenwohngruppe Koblenz-Moselweiß – Wohnheim „Haus Bethesda“

❖ **02.01.1990** ❖

Eröffnung des Psycho-Sozialen Dienstes in Koblenz

❖ **01.04.1990** ❖

Eröffnung der ersten betreuten Wohngemeinschaft in Boppard mit drei Personen in der Hohlstrasse

❖ **01.08.1991** ❖

Eröffnung der Kontakt- und Informationsstelle in Koblenz

❖ **01.02.1992** ❖

Anerkennung der bestehenden Arbeitstherapie als Außenstelle 5 der Werkstatt für Behinderte in Koblenz mit 22 Werkstattplätzen

❖ **01.05.1994** ❖

Eröffnung der Tagesstätte für psychisch behinderte Menschen in Koblenz

❖ **01.05.1994** ❖

Eröffnung des Wohnheimes „Haus St. Martin“ in Kastellaun (Einzug von 8 Personen)

❖ **01.09.1994** ❖

Eröffnung Haus Olga in Boppard – Wohnheim „Haus Bethesda“

❖ **01.07.1995** ❖

Anerkennung der bisherigen Außenstelle 5 als Werkstatt für Behinderte Menschen durch die Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg

❖ **01.01.1996** ❖

Übernahme des „Haus an der Christuskirche“ in Koblenz

❖ **05.06.1996** ❖

10 Jahre Haus Bethesda Symposium „Psychose erleben – Psychose verstehen“

Zeit -

❖ **01.07.1997** ❖

„Betreutes Wohnen“ Cochem eröffnet mit 12 Plätzen

❖ **01.04.1999** ❖

Offizielle Anerkennung der Tagesstätte Cochem

❖ **01.04.2001** ❖

Verbund Koblenzer Integrationsfachdienste (Stiftung Bethesda, Gemeindenahe Psychiatrie Mittelrhein, Berufsbildungswerk des DGB) in Zusammenarbeit mit Arbeitsamt und Landesamt

❖ **September 2001** ❖

Entstehung „GPZ Cochem“ mit angegliederter Kontaktstelle (Fertigstellung Renovierung Januar 2004)

❖ **01.09.2001** ❖

Beginn Tagesstätte Boppard

❖ **2. Quartal 2003** ❖

GPZ Koblenz – Bogenstraße – Kauf und Beginn der Umbauarbeiten

❖ **25.08.2004** ❖

Spatenstich „Erweiterungs-Neubau Rheinwerkstatt“

❖ **1. Quartal 2005** ❖

Bezug des Katharina von Bora-Hauses, Koblenz – AWG „Haus an der Christuskirche“

❖ **06.01.2005** ❖

Eröffnung Kontakt- und Informationsstelle Boppard (KIS)

❖ **01.10.2005** ❖

Einrichtung eines „Geschützten Bereichs“ im Wohnheim „Haus Bethesda“

❖ **12.06.2006** ❖

Einweihung der neuen Rheinwerkstatt

hier und heute

Chronologie der BEST gGmbH

❖ 18.05.1992 ❖

Gründung BEST gGmbH

❖ 1993 ❖

Übernahme einer Tankstelle in Brey

❖ 01.06.1996 ❖

Arbeitnehmerüberlassung

❖ 01.05.1998 ❖

BEST übernimmt die Schreinerei Junker

❖ 1997 ❖

Übernahme Fina-Station in Spay

❖ 1997 ❖

Übernahme der Baumschule Fahmüller

❖ 1998 ❖

Neubau Waschanlage - Tankstelle Spay

❖ Mai 01 ❖

Übernahme Tischlerei Ellern

❖ 2003 ❖

Arbeitsvermittlung

❖ 01.04.2004 ❖

Eröffnung 1. Koblenzer Kaffee-Kiosk



Zeit -

Die Altenhilfe

Mitte der 70er Jahre fing die Altenhilfe in Deutschland an zu expandieren. Auch die Stiftung Bethesda-St. Martin begann, sich auf diesem Terrain zu bewegen und eröffnete im Oktober 1977 das Altenheim „Haus Elisabeth“ in Boppard mit zunächst 75 Pflegeplätzen. Am Hang gelegen und mit herrlichem Blick über das Rheintal hat die Einrichtung nach der Fertigstellung des Erweiterungsbaus 1991 nun Platz für 120 Bewohnerinnen und Bewohner.

Anfang 1998 wurde das „Haus im Rebenhang“ eröffnet: Wie der Name schon sagt, liegt es inmitten von Weinbergen in dem gemütlichen Moselstädtchen Winnigen. Mit 44 Pflegeplätzen ist es klein aber fein und erfreut sich größter Beliebtheit auch bei Kurzzeitpflegegästen.

Der Betrieb des Altenheims der Evangelischen Marktkirchengemeinde in Neuwied wurde 1999 von der Stiftung übernommen. Die bauliche Qualität des Gebäudes aus dem 18. Jahrhundert war verbesserungswürdig und deshalb errichtete die Stiftung direkt nebenan einen Neubau mit insgesamt 76 Pflegeplätzen, deren erster Bauabschnitt im November 2005 bezogen wurde.

Auch in Bad Neuenahr-Ahrweiler wurde die Stiftung tätig: Ein Weingut wurde zu der Seniorenanlage St. Martin umgestaltet und im Juni 2002 eröffnet. Hier werden neben stationärer Pflege auch Wohnungen des Betreuten Wohnens für Senioren angeboten. Besonders die Feiern im historischen Weinkeller sind sehr beliebt.

Die neuere Wohnform des Senioren-Wohnens wird auch im neu errichteten Seniorenzentrum Bethesda in Höhr-Grenzhausen angeboten: 16 Wohnungen und 76 Pflegeplätze stehen dort neben einem vielfältigen Angebot an Freizeitaktivitäten zur Verfügung.



hier und heute

Chronologie der Altenhilfe

❖ 15.01.1976 ❖

Haus Elisabeth

❖ 17.10.1977 ❖

Offizielle Einweihung „Haus Elisabeth“

❖ 1991 ❖

Erweiterungsbau Haus Elisabeth - Gesamtzahl 120

❖ 20.11.1995 ❖

Spatenstich Altenheim „Haus am Rebenhang“ Winnigen

❖ 02.03.1998 ❖

Eröffnung „Haus im Rebenhang“, Winnigen

❖ 01.05.1998 ❖

Einrichtung Pflegemobil für Boppard und Winnigen in Kooperation mit Stiftmobil (Ev. Stift Koblenz)

❖ 01.01.1999 ❖

Übernahme des Altenheimes „Ev. Marktkirchengemeinde“ Neuwied mit 53 Plätzen, Trägerwechsel - gepachtet für 25 Jahre

❖ 10.02.1999 ❖

Einrichtung Tagespflege „Haus Elisabeth“

❖ 1. Quartal 2000 ❖

Baubeginn Seniorenzentrum Höhr-Grenzhausen

❖ 2. Quartal 2001 ❖

Neubau Altenzentrum Neuwied

❖ Frühjahr 2002 ❖

Seniorenzentrum Ahrweiler

❖ 25.04.2001 ❖

Grundsteinlegung Seniorenzentrum Ahrweiler

❖ 20.06.2002 ❖

Eröffnung Seniorenzentrum St. Martin Ahrweiler

❖ Juni 03 ❖

Grundsteinlegung Seniorenzentrum Neuwied

Zeit -

❖ 11.09.2003 ❖

Grundsteinlegung Höhr-Grenzhausen

❖ 19.12.2003 ❖

Richtfest Höhr-Grenzhausen

❖ 03.02.2004 ❖

Richtfest Altenzentrum Ev. Marktkirche Neuwied

❖ 01.10.2004 ❖

Eröffnung des Seniorenzentrums Höhr-Grenzhausen



hier und heute

Literatur- & Quellennachweise

Literatur

Kaminsky, Uwe, Zwangssterilisation und ‚Euthanasie‘ im Rheinland. Evangelische Erziehungsanstalten sowie Heil- und Pflegeanstalten 1933-1945, Köln 1995;

Knebel, Hajo, Bethesda-St. Martin. Festschrift zum 125jährigen Bestehen der Stiftung zu Boppard 1857-1982, Boppard 1982;

Lamberti, Birgit, Evangelische Sozialarbeit im Nationalsozialismus – aufgezeigt am Beispiel von Kirchengemeinden im Evangelischen Kirchenkreis Koblenz, Diplomarbeit im Fachbereich Erziehungswissenschaften, Universität Koblenz-Landau 1990;

Peukert, Detlev J.K., Grenzen der Sozialdisziplinierung. Aufstieg und Krise der deutschen Jugendfürsorge 1878 bis 1932, Köln 1986.

Verwendete Quellen zu Teil I · Zeitreise

¹ Zit. n. G. Huck/J. Reulecke (Hg.), Reisen im Bergischen Land um 1800, Neustadt/Aisch 1978, S. 216 f.

² Notizen über die Asylistinnen des Magdalenenstifts, 1856-1870, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 38.

³ Erster Bericht über das Evangelische Asyl Bethesda für reuige gefallene Mädchen bei Boppard am Rhein, Koblenz 1858, S. 16, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

⁴ Kurze Mittheilung über das Magdalenen-Asyl „Bethesda“ bei Boppard und Bitte um freundliche Gaben [Oktober 1860], Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

⁵ Bericht über das Evangelische Magdalenen-Asyl Bethesda bei Boppard in den Jahren 1866 und 1867, S. 4 f., Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

⁶ Ebd., S. 6.

⁷ Bericht über das Evangelische Magdalenen-Asyl „Bethesda“ zu Boppard am Rhein vom 1. Juli 1874 bis 30. Juli 1875, Boppard 1875, S. 5 f., Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

⁸ Ebd., S. 9.

⁹ Bericht über das Evangelische Magdalenen-Asyl „Bethesda“ bei Boppard vom 1. Juli 1876 bis 30. Juni 1877, S. 3, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

¹⁰ Bericht über das Evangelische Magdalenen-Asyl „Bethesda“ bei Boppard vom 1. Juli 1877 bis 30. Juni 1878, S. 1, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

¹¹ Bericht über das Evangelische Magdalenen-Asyl „Bethesda“ bei Boppard a. Rh. vom 1. Juli 1879 bis 30. Juni 1880. Erstattet am 25jährigen Jubiläumsfeste der Anstalt am 3. August 1880, Boppard 1880, S. 8, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

¹² Bericht über das Evangelische Magdalenen-Asyl „Bethesda“ zu Boppard a. Rh. vom 1. Juli 1884 bis 30. Juni 1885, S. 2, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

¹³ Bericht über das Evangelische Magdalenen-Asyl „Bethesda“ zu Boppard a. Rh. für die Zeit

vom 1. Juli 1885 bis 30. Juni 1886, S. 5, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

¹⁴ Bericht über das Evangelische Magdalenen-Asyl „Bethesda“ zu Boppard am Rhein für die Zeit vom 1. Juli 1888 bis 30. Juni 1889, S. 2, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

¹⁵ Hschrftl. Bericht über das Magdalenen-Asyl Bethesda bei Boppard, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 13.

¹⁶ Magdalenen-Asyl Bethesda bei Boppard [1900-1902], Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

¹⁷ Hrschrftl. Bericht über das Magdalenen-Asyl Bethesda bei Boppard [1901], Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 14.

¹⁸ Magdalenen-Asyl Bethesda bei Boppard [1900-1902], Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

¹⁹ Bericht über das Magdalenen-Asyl Bethesda in Boppard für das Jahr 1904, S. 32, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

²⁰ Bericht über das Magdalenen-Asyl Bethesda bei Boppard für das Jahr 1902, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 14.

²¹ Bericht über das Magdalenen-Asyl Bethesda bei Boppard für das Jahr 1904, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

²² Liste der Disziplinarstrafen der Zöglinge, 1905, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 25.

²³ Fünzigster Jahresbericht über das evangelische Magdalenen-Asyl Bethesda in Boppard a. Rh. [Dez. 1906], S. 5 f., Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

²⁴ Ebd., S. 7.

²⁵ Bericht über das evangelische Magdalenen-Asyl und Fürsorge-Erziehungs-Haus „Bethesda“-Boppard für die Jahre 1909 und 1910, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

²⁶ Marie Sievers und die anderen in Boppard eingesetzten Schwestern sind 1913 aus dem Zehlendorfer Verband ausgetreten.

²⁷ [Marie Sievers], 80. Jahresbericht des Fürsorge-Erziehungsheims „Bethesda“-St. Martin in Boppard, 1. April 1934 bis 1. April 1935, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 84.

²⁸ Bestandsübersicht 1914, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 15.

²⁹ Jahresbericht der Anstalt Bethesda in Boppard a. Rh. pro 1915/16, S. 3 f., Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 12.

³⁰ Bestandsübersichten 1917 und 1918, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 15.

³¹ [Marie Sievers], Warum das Jahr 1919 ein in jeder Hinsicht so schweres war, Ms., Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 15.

³² [Marie Sievers], 80. Jahresbericht des Fürsorge-Erziehungsheims „Bethesda“-St. Martin in Boppard, 1. April 1934 bis 1. April 1935, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 84.

³³ Ebd.

³⁴ Marie Sievers, Zur sexuellen Aufklärung in den Fürsorge-Erziehungsanstalten für schulentlassene Mädchen, in: Evangelische Jugendfürsorge 5 (1929), S. 2-7, Zitat S. 5.



³⁵ Jahresbericht des Fürsorgeerziehungsheims „Bethesda“-St. Martin in Boppard 1932/1933, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 18.

³⁶ Sievers an Verwaltung des Provinzialverbandes/Fürsorgeerziehungsbehörde, 30.11.1934, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 61.

³⁷ Marie Sievers, Die fürsorgerische Betreuung Sterilisierter und zu Sterilisierender. Referat auf dem Kaiserswerther Lehrgang zum Zwangssterilisationsgesetz 1935, zit. n. U. Kaminsky, Zwangssterilisation und ‚Euthanasie‘ im Rheinland. Evangelische Erziehungsanstalten sowie Heil- und Pflegeanstalten 1933-1945, Köln 1995, S. 668-670.

³⁸ Sievers an Ohl, 26.7.1935, Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf, Ohl 73.4.4.

³⁹ B. Lamberti, Evangelische Sozialarbeit im Nationalsozialismus – aufgezeigt am Beispiel von Kirchengemeinden im Evangelischen Kirchenkreis Koblenz, Diplomarbeit im Fachbereich Erziehungswissenschaften, Universität Koblenz-Landau 1990, S. 234; Kaminsky, Zwangssterilisation, S. 217.

⁴⁰ Pastor L. an Ohl, 25.1.1943, Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf, Ohl 73.4.7.

⁴¹ Hecker an Ohl, Archiv des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland, Düsseldorf, Ohl 73.4.7.

⁴² Verschiedene Rechnungen im Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 136.

⁴³ Anstaltstagebuch der Stiftung Bethesda-St. Martin vom 10. März bis 7. April 1945, AEKR Boppard, Archiv der Stiftung Bethesda-St. Martin 138.

Bericht über Zwangssterilisationen

⁴⁴ Oberin Marie Sievers (Boppard) an Hermine Bäcker (Centrallausschuß für Innere Mission 31.1.1934, zit. nach: Kaminsky, Zwangssterilisation und ‚Euthanasie‘, S. 664 f.

⁴⁵ Im Jahr 1935/36 waren 63 von insgesamt ca. 330 das Heim durchlaufenden Mädchen betroffen und 1938/39 nur noch 14 von der Gesamtbelegung von rund 300 (ALVR 14065, Bl. 121; ADWRh Ohl 73.4.3 und 73.4.5).

⁴⁶ Kaminsky, Zwangssterilisation und ‚Euthanasie‘, S. 535.

⁴⁷ ALVR 14065, Bl. 129-130.

Bildnachweise

Fotos aus Teil I + II: Evangelische Kirche im Rheinland - Evangelische Archivstelle Boppard, Bestand 5WV 025B, Stiftung Bethesda-St. Martin.

Fotos aus Teil III: Stiftung Bethesda-St. Martin, Boppard.

Impressum

Redaktion

Werner Bleidt (Geschäftsführer Stiftung Bethesda-St. Martin)
Dr. Andreas Metzling (Archiv der Evangelischen Kirche im Rheinland
– Evangelische Archivstelle Boppard)
Johanna Hennek-Schlauch (Stiftung Bethesda-St. Martin)
Bettina Than (Stiftung Bethesda-St. Martin)

Gestaltung

Christiane Walper (JANE GraFITs)

Druck

Rhein Main Geschäftsdrucke · Wiesbaden

Auflage

1.500 Stück · Juli 2006



